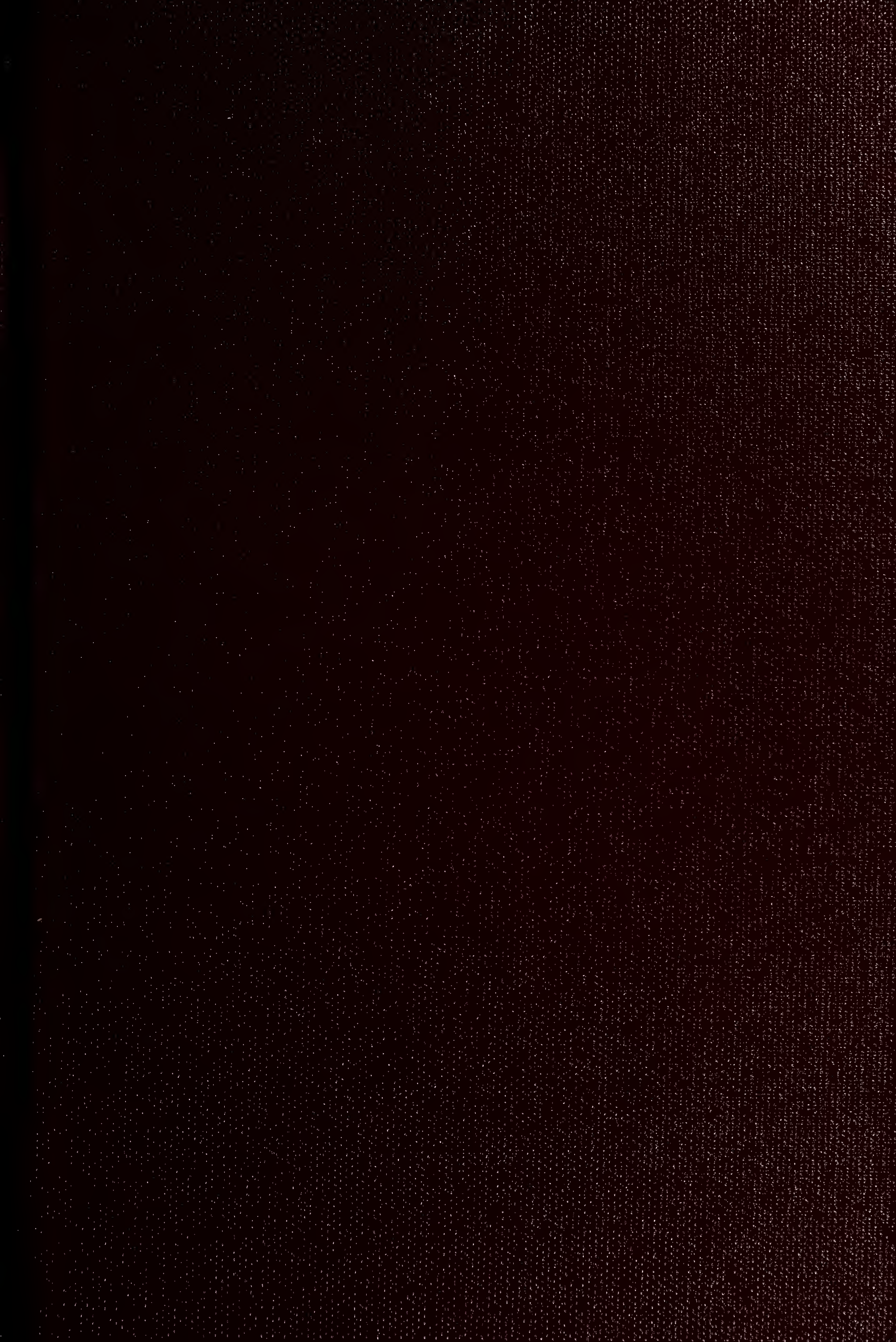
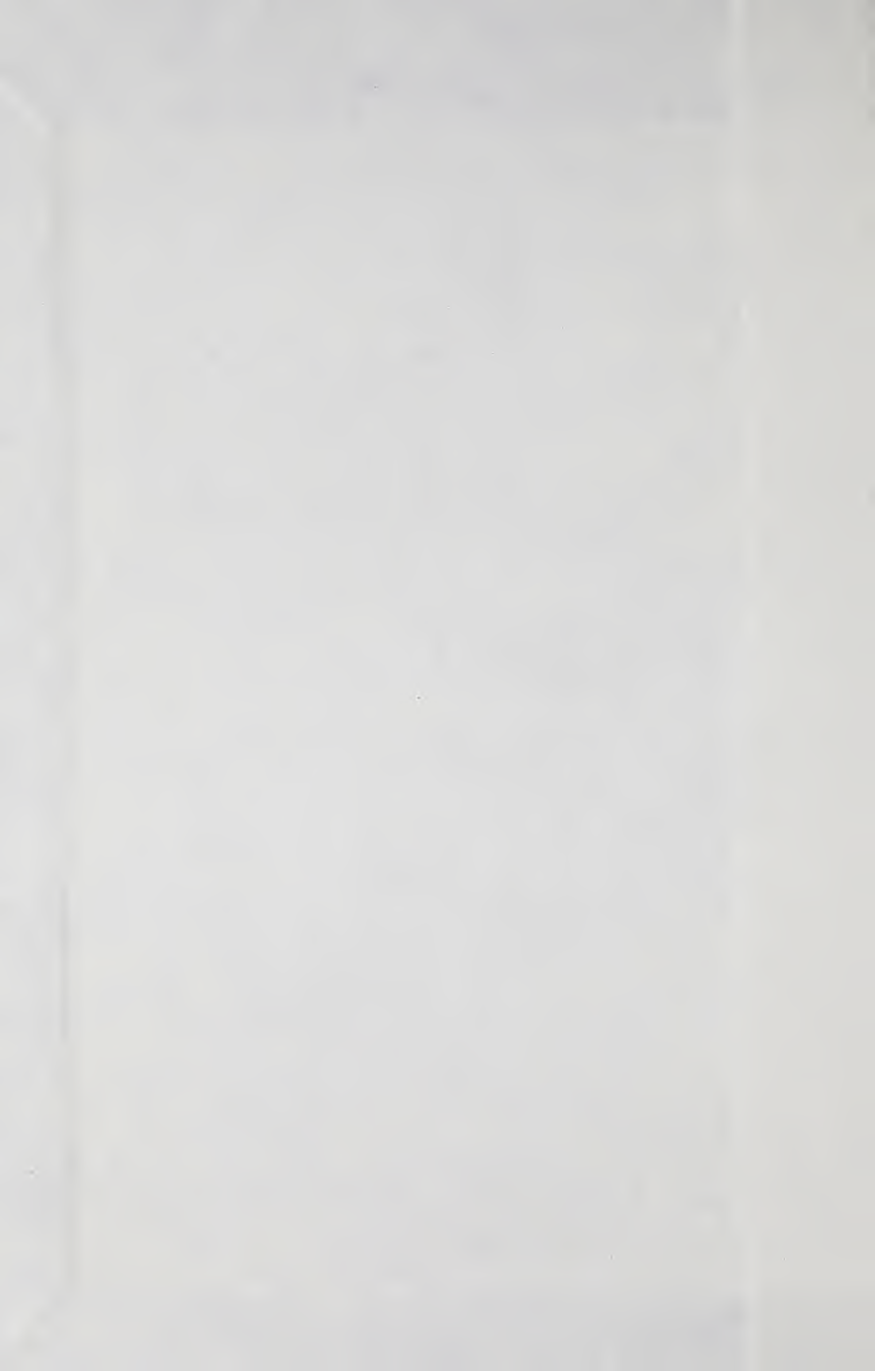






In compliance with current copyright law, Digital Solutions produced this replacement volume on paper that meets ANSI standard Z39.48-1992 (R2009) and IS09706. Preservation facsimile printing and binding by HF Group.

North Manchester, Indiana

www.hfgroup.com

2014





4.–

ALEXANDER REUSS

Der Tempel der Blinden

Im Heitz Verlag
Leipzig STRASSBURG Zürich


EX LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

Alexander Reuss

Der Tempel der Blinden



ALEXANDER REUSS

Der Tempel der Blinden

Im Heitz Verlag
Leipzig STRASSBURG Zürich

Schicksalslied.

Sollte ich nun, Geschick, vor dir
mutlos die Hände senken? Nimmer!
Hast du mir gleich das Schönste geraubt: das Auge!
Aufrecht steh ich vor dir in der Nacht:
Nacht, wie sie niemals ein Auge gesehen,
Nacht, die im Strome des Lebens ertrunken sich birgt.
Aber doch ist es Leben und Licht,
was mich umrauscht und umweht in der Tiefe
dieser Dunkelheit, die bis zur Seele sich drängt.
Licht ist es, was du ertastest, Hand,
Licht, was ihr trinkt, ihr seligen Nüstern,
Licht, was dich wob, mein eherner Wille, mein Blut.

Warum sollt ich, Geschick, vor dir
mutlos die Hände senken? Hast du
Macht, mich anders zu wollen, Geschick,
als du die Sonne gewollt, den blauen
Aether, aus dem du die Kraft des Weltalls
wobst?
Kraft, aus der du die Welt dir schufst,
stark, um das goldene Leben zu zeugen,
das auch mich in die Sonne des Daseins rief?
Aber du stellst dich zwischen das Licht
meines Aug's und der Sonne des Lebens,
bist um mich als nebelnde, schweigende Nacht,
willst mir die Seele fesseln, verstellst
mir den Weg, der die Tiefen des Herzens
in das Land seiner Wiege leitet, ins Licht.
Nacht, die im Strome des Lebens sich birgt,
legst du um mich und glaubst mich alleine
hier auf dem Grunde der Flut, die meine Seele
lautlos umschwimmt und bis zum Herzen sich
drängt?
Weisst du es nicht, dass der Sterne Gold
sich in mir badet, in meinen kühlen
Wassern, in denen die Sonne abends versinkt
und Myriaden von Welten leis
untergehen und mir vom Lichte
fromme Lieder sagen und heiligen Sang,
der von der Zukunft der Dinge spricht,
Zukunft, die selbst an deinem Gewande ·

webt, hochmütiges, dunkles Geschick: Ich webe mit am Saume des fernen Tags,
den ich mit *meinem* Bewusstsein färbe,
dass auch in *deine* Seele das Licht dir fliesst,
dunkle Macht, die sich selber nicht kennt.
Mutig rege ich meine Hände,
wenn du mir gleich das Schönste nahmst, das Auge.
Aufrecht steh ich vor dir in der Nacht,
still, in der deine Sonne versinket,
Leben, um aufzuerstehn im Morgenglanz,
glühend und licht, weil dunkle Nacht
Kraft ihr gab, Bewusstsein und Liebe,
meine Nacht, Geschick, die du zürnend mir schufst.

Die Aufnahme.

Ich will nicht von meiner Erblindung sprechen und nicht von jener Zeit, in der ich mich an das Leben in der Nacht gewöhnen musste, um Kraft zu gewinnen an den Glauben, dass es der Mühe wert sei, noch gelebt zu werden.

Vielmehr will ich eine Reihe von Briefen über Blinde schreiben. Diese Briefe werden kleine Erinnerungen und Erfindungen sein, Blätter jenes seltsamen und malerischen Gedichtes, das wir « Das Leben » nennen.

Als ich ein Kind war, brachte eines Tages ein blinder Knabe ein Blatt Blindenschrift mit in die Schule. Mit tastendem Finger las er vor, und ich war tief ergriffen. — Doch verwischte sich der starke Eindruck wieder, wie die Mehr-

zahl der wunderlichen Erfahrungen unserer Jugend verblasst, von denen nichts übrig bleibt als unbestimmte Gefühle und eine verborgene Erinnerung, die manchmal, — plötzlich — wiedererwacht, wenn wir erwachsen sind.

Später sah ich durch einen Zufall einen blinden Volksredner auf der Strasse. Es war ein Bursche von kaum 20 Jahren, umgeben von Gassenjungen, die aufmerksam auf das hörten, was er sagte. Von seinen Lippen kamen Worte wie « Freiheit, Wohlfahrt ». — Mich überfiel Schrecken. Ich war bestürzt über diesen Lichtlosen, der von Freiheit sprach ohne zu sehen. Mir schien: wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich wäre gestorben, wie ein Vogel in einem Käfig, um den ewige Nacht lastet, — ohne Sterne, die den Sinn des Lebens verschlingt.

Von diesem Tag an beobachtete ich meine eigenen Augen. Ich war kurzsichtig. Die Unbequemlichkeiten dieses Zustandes beunruhigten mich. Der Arzt verordnete Augengläser. — Aber meine Kurzsichtigkeit besserte sich nicht. Ich wurde allmählich blind.

Es ist demjenigen, der wenig oder nie mit Blinden verkehrt, nicht leicht, sich vorzustellen, wie nahe die Grenze zwischen Licht und Schatten liegt. Es zieht den Menschen mit un-

widerstehlicher Macht zum Leben, selbst dann, wenn er es einmal verloren hat.

Niemand frage indessen, wieviel Kampf und Ringen mich dieser Weg gekostet hat. Heute liebe ich das Leben, denn ich habe solange mit ihm gestritten, dass ich glaube, es wird mich segnen, wie der Engel den kämpfenden Jakob auf dem Heimwege nach Kanaan.

Auch lernte ich lachen und fröhlich sein. Selbst der Mut des Spottes stellte sich bei mir ein, und ich schrieb in einer launigen Verbindung mit ihm den « Tempel » der Blinden »....

In den ersten Jahren meines Weges im Dunkeln wohnte ich in einer kleinen Stadt, in einem Stift für Blinde. Das Gerücht von diesem Heim hatte sich seit langem im Lande verbreitet. Es war kein gewöhnliches Pflegehaus, sondern ein Palast, ein Schloss, von Blinden bewohnt. Seine Mauern waren von roten Kletterrosen und japanischem Wein bedeckt. — Um sie hatte sich ein Meer von Sagen gewoben, dessen Wellen den Blinden in der Provinz wunderbare Legenden zuraunten. Wie war es doch?

Im Tempel der Blinden — so erzählte die Sage — wohnen gediegene Männer und edle Frauen, die ihre Tage hienieden in freudiger Ruhe verleben. Friedlich betrachten sie ihr Dasein, wie man einen See anschaut, in dem sich

der Himmel und das düstere Gewölk der Welt spiegelt, einen See, der die wilden Sturzbäche der Felsenberge auffängt, die von den Ereignissen da draussen erzählen. Dieser Tempel oder das Schloss der Blinden liegt, so raunt man in der Provinz, in einem weiten Garten, einem Park, in dem glitzernde Springbrunnen ihre schäumenden Wasser in feuchte Lüfte sprühen und grosse, grüne Rasenflächen benetzen. Riesenbäume — Kastanien, Buchen und Linden — breiten weiche Schatten auf die Wege, die mit gelbem Sand bestreut sind. Ihre Zweige verbergen die glücklichen Bewohner dieses Schlosses vor den unreinen Blicken zudringlicher Augen. Blumen von köstlichem Duft öffnen honigschwere Kelche; bequeme Ruhesitze laden die Zuhörer ein, dem Lied der Nachtigall zu lauschen, das das ganze Jahr hindurch erklingt; denn man hat hier geheimnisvolle Zaubermittel, die die gefiederten Sänger im Park der Blinden festhalten. — Und das Innere des Palastes? Dort gibt es Marmortreppen, die zum ersten Stockwerk führen, schattige Keller, in denen wohlschmeckende Speisen und erfrischende Getränke zubereitet werden. Von Dienern in roter Livrée mit goldenen Knöpfen werden sie gereicht. In Sälen stehen kostbare Becken. Röhren aus weissem Nickel und rötlichem Kupfer speien

kalte und warme Wasserstrahlen in schwarze Marmorschüsseln. Endlich hat jeder Bewohner sein eigenes Heim, sein Zimmer, sein Bett mit Sprungfedern und Kissen von Eiderdaunen. — Das war nicht nur ein Schloss, es war ein irdisches Paradies, der ewige Frühling, und die Frage der Menschheit, gelöst trotz aller Dunkelheit. Es war ein Zukunftsbild, verwirklicht inmitten aller menschlichen Unvollkommenheiten. — Die jungen Mädchen — so berichtete die Sage weiter — ergehen sich auf dem Rasen des Parkes, angetan mit leichten Kleidern, und singen selige Lieder. So gleichen sie lebendigen Sonnen, die Licht verbreiten und selbst blind sind. — Die Halbblinden, von denen das Sprichwort sagt, sie seien die Könige unter den Blinden, sind auch in diesem Schlosse Herrscher und haben die Tugenden von Königen: sie regieren durch Dienen. Sie sind die Führer der Blinden und erfüllen in allem die Wünsche ihrer Untertanen. Ja, man kann sagen: Das Schloss der Blinden ist nicht allein das Paradies, sondern vielmehr das himmlische Jerusalem, das auf die Erde herabgestiegen ist. Denn das Paradies war noch immer Gelegenheit und Ort, Sünder und verächtlicher Mensch zu sein. Der Blindentempel aber ist die Wohnung reiner Seelen, die Verwirklichung ewiger Wunschgüter, die

Fleischwerdung des Geistes an sich, für den Arbeit nur das freiwillige Mittel ist, den Tugenden der Seele eine letzte Vollkommenheit zu verleihen. —

So erzählt die Legende. — Ich war entzückt, als ich erfuhr, dass der « hohe Rat » dieses Heims meiner Aufnahme zugestimmt hatte. Ich reiste ab und nahm einen Gepäckträger, der mich nach dem Heim führen sollte.

Wir kamen unter den Bäumen einer breiten Fahrstrasse auf einen Hügel. Hier bat ich meinen Führer, mir eine Beschreibung der Gegend zu geben.

Bald hatte ich mich überzeugt, dass um mich her Häuser und Höfe in niederländischer Bauart lagen. Und wie um zu beweisen, dass ich mich nicht getäuscht hatte, trug mir der Wind das feine Geläut eines Glockenspiels ans Ohr.

Nach einer Viertelstunde begann mein Führer: « Dort oben liegt der Tempel der Blinden. »

Ich spitzte die Ohren. Der Führer fuhr fort: « Der Tempel der Blinden ist ein Haus, wie ein Landsitz, mit Anfahrt und Säulen, dessen Schieferdach von einem Türmchen mit vergoldeter Spitze gekrönt wird. Die roten Ziegelmauern sind vom Grün des Gartens verhüllt, und Schlingpflanzen bedecken sie bis zum Erker des ersten Stockwerks ».

Mein Herz klopfte. Das war das Blindenschloss, der Tempel und der Park, von dem jene Gerüchte mit den wunderbaren Verheissungen umliefen. — « Sehen Sie die Springbrunnen im Garten? » fragte ich.

« Springbrunnen, —? Nein. Die Taxushekken benehmen mir die Aussicht, aber Springbrunnen — — — ». Er murmelte etwas in seinen Bart.

Wir näherten uns der Pforte, Kies knirschte unter den Füssen. Ein Dienstmädchen öffnete und sagte in bäurischem Platt: « Jank füran! » —

Meine Seele zitterte. In diesem Augenblick liessen sich liebliche Stimmen vernehmen. Es waren die süssen Wohlklänge eines Frauenchores, und mit neuer Hoffnung trat ich bei Herrn Abondance, dem Verwalter des Heimes, ein. Ich glaubte an eine gute Vorbedeutung und stellte mich vor. —

« Ah, Sie? » sagte der Verwalter mit hastiger Stimme, « Kommen Sie. » — Ohne weitere Umstände packte er mich mit zwei Fingern am Aermel, führte mich in den Oberstock, in ein Zimmer, pflanzte mich auf einen Stuhl und sagte: « Der Wärter kommt gleich ». — Und verschwand.

Ich wartete lange. Ich hörte auf dem Flur

zögernde Schritte, die näherkamen und sich wieder entfernten. Dann tiefe Stille. — —

Allmählich beschlich Traurigkeit meine Seele. Ich fühlte mich tief enttäuscht. War das wirklich das Paradies, der Erdenhimmel der Blinden? Wo war der feuchte Hauch der Springbrunnen im Garten, wo der Gesang der Nachtigall? Wo waren die galonierten Diener, die zärtlichen Halbblinden? Der einzige Wahrheitsbeweis für den Bericht, den man mir von diesem Heim gemacht hatte, der Gesang der jungen Mädchen war verstummt. — Ich wartete und wartete und wünschte von Herzen, man möge wieder ein kleines Lied anstimmen. — Da, mit einem Male hörte ich zwei weibliche Stimmen, wahrscheinlich von zwei Bewohnerinnen dieses Zauberschlosses. Die murrten, schrieen, schimpften, blökten, brüllten in fürchterlichen Ausdrükken derart, dass ohne weiteres meine phantastischen Vorstellungen über die Damen und Herren zusammenbrachen, die den Tempel bewohnen sollten. Andere Stimmen näherten sich, mischten sich in das Geschrei der Kämpferinnen, und es entstand ein allgemeines Geheul.

Endlich legte sich der Sturm und verhallte in der Ferne. — Da öffnete sich die Tür; ein Mensch kam herein, der gleicherweise an einen Irrenwärter und einen Tierbändiger erinnerte.

Er brachte mich in den Speisesaal, und hier nahm ich neben schmatzenden und lachenden Menschen mein Abendessen ein. Und spät erst fand ich an diesem Tag Ruhe.

König unter Blinden.

Wohlgemerkt: Das Bild, das man sich in der Provinz vom Tempel der Blinden gemacht hatte, war eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, in der mehr Dichtung als Wahrheit enthalten war. Das Verlangen hatte das Schloss mit lustigen Farben gemalt, ohne seine Umrisslinien scharf zu zeichnen, die durch das nüchterne Leben des Alltags und das Urwesen der Menschen so stark hervorgehoben werden.

Man muss zugeben: dieses Heim war ein Palast, dessen Schönheit den Blicken schmeichelte. — Blicken, deren die Blinden allerdings beraubt waren. Treppen und Böden der Gänge waren, wenn auch nicht mit Marmor belegt, so doch mit bunten Platten bekleidet, und in den Waschräumen tauchten schimmernde Nikkelröhren ihre Kranen in schwarze Marmor-

becken. Allein trotz der Buchstaben W und K in sichtbarer Schrift gaben diese Röhren nie einen Tropfen warmes Wasser von sich, und ausser am Morgen war es verboten, sich ihrer zu bedienen. Man reinigte die Becken nach dem Frühstück sorgfältig; von da an waren sie verbotenes Land. — Die grosse Reinlichkeit, der das Haus unterworfen war, hatte zur Folge, dass die Blinden ihr Trinkwasser in der Toilette holen mussten, und so wurde die verwünschte Sauberkeit in diesem und in vielen anderen Fällen zu einer peinlichen Sache. Sie deckte gewissermassen nur die « übertünchten Gräber », von denen das Evangelium spricht.

Auch der Garten war nicht der grosse Park der Legende. Er bestand einzig aus einem Rechteck, mit Rasenflächen und etlichen Bäumen, und nirgends war ein Springbrunnen zu sehen. Es war ein Weg für die Männer und ein anderer für die Frauen da. Die Zimmer der letzteren lagen in einem besonderen Teile des Tempels; dieser Teil war durch eiserne Gittertore von unsren Gängen getrennt, Tore, die nachts geschlossen wurden und mit elektrischen Klingeln versehen waren, welche läuteten, wenn eine tastende Hand sie berührte. Die berühmten Nachtigallen, und der Zwiegesang der zwitschernden Vögel, von denen die Sage sprach,

unterschied sich in nichts von dem Vogelgesang anderer Gärten, und das wundersame Zaubermittel, das die kleinen wilden Sänger anlockte, war nicht vorhanden. Aber ab und zu liess man eine schreckliche Sprechmaschine tönen, die nur zwei Platten besass, von denen eine den Titel trug: « Die beiden Finken ». —

Die Zimmer indessen waren schön. Es gab meist Zimmer mit zwei Betten. Einzelzimmer wurden nur von älteren, verdienten Leuten bewohnt, denen diese Ehre auf Grund ihrer Würde und Unverträglichkeit zugesprochen wurde.

Und die Dienerschaft in der roten, goldknöpfigen Kleidung? Ach, diese Diener! Sie trugen blaue Leinwandblusen und waren jeder Gesittung bar. Den ganzen Tag waren sie damit beschäftigt, die bunten Fliessen des Hausgangs zu reinigen, die Treppen, die Fenster, die Fussböden und das Linoleum der Zimmer zu putzen, und wehe dem Unglücklichen, der es wagte, die Sintflut zu durchqueren, welche sie auf dem Boden ausgossen.

Er wurde ohne Widerrede fortgejagt. — Oder sie mähten Gras im Garten und suchten heimlich Eier im Hühnerstall, der zwischen dem Park und einem grossen Gemüsefelde lag.

Was aber den Verwalter, Herrn Abondance,

anbetrifft, so erhob er sich kaum über den Bildungsstand seiner Hausknechte. Er war nicht bösartig, aber eine trockene, seelenunkundige Natur, die nie das rechte Wort zur rechten Zeit fand. Sollte er einmal eine Entscheidung treffen, so pflegte er davonzulaufen, um einen Glimmstengel zu rauchen, der fürchterlichen Geruch im Erdgeschoss verbreitete, und um zu überlegen, was er zu Frau Helene sagen sollte, wenn sie nächstens käme. Frau Helene war die Hauptstifterin des Heims und wohl die einzige, die ihre Blinden verstand.

Bleiben die Halbsehenden. Diese Burschen waren in der Tat Könige der Blinden. Sie führten ihre Genossen für ein Schnäpschen oder gegen andere Bezahlung in Kuchen, Tabak, Zigarren und selbst Geld spazieren, sie besorgten Obst und allerlei Kleinigkeiten, kauften Zigarren im Grossen ein und verkauften sie im Kleinen mit einem erheblichen Aufschlag. Man musste ihnen den Hof machen, um nicht hintanzustehen, und ohne die kleinen Reibereien unter sich wären sie eine Grossmacht ohnegleichen gewesen. Parmi les aveugles le borgne est roi! —

Der einzige Einäugige des Heims im engeren Wortsinn war Cäsar, ein Hund, der auf dem linken Auge blind war. Eines Tages war er vor dem Tore erschienen und hatte das Heim nicht

mehr verlassen. Cäsar bellte, wenn ein Fremder kam; er ergriff diejenigen, die den Weg verloren hatten, mit den Zähnen an Rock oder Hose und führte sie zum Haupteingang zurück. Aber dies geheimnisvolle Tier, dessen Herkunft und Erblindung niemand kannte, dieser zärtliche Halbblinde der Legende, den alle Bewohner des Hauses liebten, war seit einigen Monaten tot. Heisse Tränen flossen aus den erloschenen Augen der armen Menschen, als man ihn verscharrte. Doch wie alle geschichtlichen Ereignisse ging auch dies vorüber und wandelte sich in Erinnerung, in Ueberlieferung und endlich in sagenhaftes Dunkel. Ave Cäsar!

Mein Zimmer war ein Zimmer mit zwei Betten. Ich teilte es mit Bernhard, ehemaligem Bäcker und Haupt der Einäugigen sozusagen. Seine Verblendung war grösser als seine Blindheit, obwohl er es liebte, wie ein Bürgermeister zu bramarbasieren in langatmigen, salbungsvollen Reden und mit predigerhaftem Wortschwall. Dieser Ehrenmann, der gern ein Glas Wein oder Schnaps trank, wäre ein vollendeter Feinschmekker und Geniesser gewesen, wenn er nur die Mittel dazu gehabt hätte. — Er war es auch, der mich in die Heimchronik einweihte und mir die verschiedenen Persönlichkeiten und ihre besonderen Eigenheiten vorstellte. Es kam soweit,

dass er eine gewisse Zuneigung zu mir fasste, und er erwies mir späterhin manchen Dienst, auch ohne Zinsen dafür zu fordern. Er begnügte sich schliesslich mit einem dankbaren Wort.

Die Beziehungen dieses ehemaligen Bäckers zur Heimverwaltung waren, wenn auch nur bedingt, gute. Denn Bernhard wusste, dass man den Durst zügeln müsse, wenn man nicht der Anlass zu aufregenden Auftritten werden wollte, in denen der hohe Rat die Rolle des jüngsten Gerichtes und der Verwalter die des Advocatus diaboli spielte.

Aber diese guten Beziehungen änderten sich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes. Jedes Lustrum — alle fünf Jahre — wiederholte sich ein glorreicher Tag für die Bewohner unseres Asyls: der Tag der Reichstagswahlen. Es war das einzige Wahlrecht für die Blinden im ganzen Königreich, denn bei den anderen Wahlen, den Wahlen für die zweite Kammer, den Provinziallandtag und die Stadtverwaltung, war es ihnen untersagt zu wählen. Dieser Tag aber wurde ein Hautereignis für die Tempelherren und Tempelfrauen. Schon Wochen vor dem festgesetzten Zeitpunkt waren die Blinden erfüllt von den vorbereitenden Feierlichkeiten, von leidenschaftlichen Auseinandersetzungen über die Rechte des Kaisers, die Richtlinien der

Staatssekretäre, über die Haltung der Liberalen seit 1848. Auch trat man in Erwägungen ein über die Ziele des Sozialismus, in Betrachtungen über den Einfluss der Geistlichkeit, in Diskussionen über den wahren Liberalismus, den wahren Nihilismus, den wahren Anarchismus. Das dauerte geraume Zeit. Schliesslich trennten sich die politischen Parteien; die Diskussionen verstummten. Es bildeten sich kleine Kreise, welche Auschüsse wählten, und es wurden nur noch die Zögernden und Schwankenden von den unerschöpflichen Reden der Wortführer bestürmt. Denn auch die Unentschiedenen mussten noch gewonnen werden.

Die grösste Schwierigkeit bestand darin, sich Wahlzettel zu verschaffen, denn das politische Misstrauen war ungeheuer und wurde verstärkt durch die verbrecherische Haltung eines ungetreuen Halbblinden gelegentlich der letzten Wahl, wo dieser Nichtsnutz den Konservativen ein paar sozialdemokratische Wahlzettel in die Hand gedrückt hatte. Diesmal wurde er von allen Ausschüssen ausgeschlossen, und das veranlasste ihn, unter den Unschlüssigen für den Grafen Posadowski zu werben als Sympathie-Kundgebung eines Wilden für einen andern...

Der grosse Tag war angebrochen. Die Wahlen begannen. Es war ein Kommen und

Gehen im Tempel, ein Summen, wie in einem Bienenkorb. Am Vorabend hatten sich die Halbblinden zu einer geheimen Sitzung versammelt, und trotz der gewöhnlichen Eifersucht hatte man sich geeinigt über die Führung der Blinden. Man beschloss ein Minimum an Abgaben und setzte als geringstes Entgelt eine Steuer fest, die in einem Glase Branntwein bestand. Ferner kam man überein, nicht in Gruppen zu führen, da nur so Aussicht bestand, das grösstmögliche Quantum Alkohol zu erlangen.

Seit dem frühen Morgen rüsteten sich die Wähler. Die Halbsehenden machten sie mit der Tagesordnung bekannt. Anzüge wurden gebürstet, Stiefel gewichst, die Hände mehrere Male gewaschen. Während des ersten Frühstücks kam keine Unterhaltung auf. Die verschiedenen Parteien waren von einer gewissen Nervosität befallen. Sodann setzten einige Wahllustige den Hut auf und brachen auf. Die Halbsehenden traten in Tätigkeit...

Auch Bernhard hatte sich schön gemacht. An diesem Tage repräsentierte er nach seiner Ansicht das gesamte Schloss. Er strahlte vor Würde und Salbung. Schneidig kam er daher in seinem schwarzen Gehrock, den er von einem alten Totengräber aus seiner Familie geerbt hatte.

Der Zylinderhut spiegelte die Strahlen der Morgensonne. Den biegsamen Spazierstock in der Hand, strebte er dem Wahllokal zu, Arm in Arm mit seinem ersten Opfer.

Gleich nach vollbrachter Tat wird in einem Wirtshaus der vereinbarte Lohn bestellt und mit gleichgültiger Miene hinter die Binde gegossen. Nach der Einladung zu einem zweiten Glas erhellt sich die strenge Amtsmiene. Aber dies aufgeklärte Gesicht beginnt zu glänzen und drückt eine Art Brüderlichkeit aus, wenn das Anerbieten zum Trinken wiederholt wird, und der König unter den Blinden beeilt sich, die jeweilige politische Partei des Spenders zu ergreifen. Einschmeichelnde Worte und Reden, tropfen dann von den Lippen Bernhards und dringen mit überirdischer Lieblichkeit in Ohren und Herzen der Aufhorchenden.

Gegen Mittag war der elektorale Zylinder Bernhards schon ein wenig ins Genick gerutscht.

In gleicher Weise wie der Vormittag wikkelte sich auch der Nachmittag ab. Endlich kam der Abend und Bernhard führte seine letzte Wählergruppe zurück. Dann verliess er ganz allein den Tempel der Blinden, ein wenig schwankend schon und die Angströhre in der Hand. Er trocknete sich die Stirn, die von Wahlschweiss troff, und begab sich pfeifend in das

Wahllokal, um auch seinerseits an die Urne zu treten. Darauf verschwand er im Nebel des Abends. Uebrigens taten die anderen halbblinden Führer das Gleiche. Im Tempel wartete man mit Ungeduld auf das Wahlergebnis. Die Trennung der Parteien hatte aufgehört, man sprach und plauderte miteinander und tauschte Vermutungen aus.

Das Nachtessen wurde aufgetragen. Die Halbsehenden kamen zurück und brachten die ersten Nachrichten.

Man zählte die Stimmen, man war enttäuscht, man frohlockte, zweifelte und hoffte. Bernhard kam nicht zurück.

Die Nacht brach herein, die Tore wurden geschlossen. Ich wartete in meinem Zimmer, und Herr Abondance kam, um zu fragen, ob Bernhard noch nicht da sei. — Die Stunden verflossen. Ich schlief ein.

Gegen Mitternacht erwachte ich. Auf der Strasse hörte man dumpfes Geräusch. Ich lauschte. Ich vernahm deutlich einigemale den Namen « Bernhard ». — Man schellte, und schliesslich erhob ich mich und öffnete das Fenster. — Ich erkannte die Predigerstimme des Königs unter den Blinden, zunächst unzusammenhängend, dann klar und fest. Und ich hörte:

« Läutet nicht, meine Freunde! Der Ton

dieser Glocke ist der Feind all unsrer geheiligten Rechte, ist Feind unsrer Freundschaft, Feind der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Läutet nicht, denn dies ist der Tempel der Blinden, in dem die Aermsten der Armen wohnen. Sie tasten sich an kalten Mauern durch das Dasein bis zu ihrem Grab. — ohne Licht, ohne Recht. Und man heisst sie — die Blinden. » —

Ein Schweigen folgte. Dann murmelten ein paar aus dem Kreise der Fremden. — « Ja, ja, » sagte eine heisere Stimme. —

« Ja », fuhr Bernhard fort, « ja, ja, man nennt dieses Haus den Tempel der Blinden. Und welche Rolle spielen die Blinden in ihm? Sind sie nicht Gefangene, deren Herz nach Brot schreit, nicht nach dem Brote des Leibes, sondern nach der Nahrung des Geistes?

Hat man sie nicht gezwungen, ihr Alles hinzugeben und ihre Menschenrechte zu verkaufen? Wisst ihr nicht, dass diese Unglücklichen, dass wir die Paria der Menschheit sind? Seht diese Mauern, diese Tore, seht diese Eisengitter, und ihr werdet begreifen, dass dieser Tempel, wenn kein Gefängnis, ein Irrenhaus und eine Schwachsinnigenanstalt ist! Ihr kennt mich, seit heute, seit dieser Nacht in der ich Gehrock, Hut und Stock versetzte. Und ihr wisst: ich habe alles für euch gegeben, alles um

des Glückes willen, einmal Mensch unter Menschen zu sein!

Fort ist mein schwarzer Frack, das Erbstück eines grossen Ahnen, hin mein leuchtender Zylinder, und mein teurer Stock blieb in den Händen eines grausamen Schenkwirts als Zahlung manchen Schnapses, den ich mit euch trank. Ihr seid Zeugen dieses denkwürdigen Augenblicks, der unsichtbare Sterne in der ewigen Nacht meiner Schicksalsgenossen entzündet, in der Nacht meiner dunkeln Schwestern und Brüder. » —

Er schwieg. Jemand aus der geheimnisvollen Zuhörerschaft rief: « Es lebe Bernhard! » Dieser darauf:

« Vor allem lasst uns ausrufen die allgemeine Menschenliebe unter allen Blinden, die auch eure Schwestern und Brüder sind. Möge das Recht wahrer und echter Liebe bei ihnen einziehen! Denn ihr seht die unsinnige Grausamkeit, dieses Paradieses, dessen Aepfel reif sind zur Ernte, die aber jetzt noch hinter eisernen Gittern hangen! Stürzt die Herrschaft des grässlichen Verwalters, dieses Herrn Abondance, dieses Schurken, den die Reichen gedungen haben, und der für uns der Erzengel mit dem feurigen Schwerte ist! Oeffnet die Tore, öffnet sie jetzt sofort! Lasst uns die Republik

der Freiheit im Gesellschaftssaal ausrufen und aus ihm einen Zeugen unsres Wollens machen! Auf die Tore! Auf! — » —

In diesem Augenblick öffnete sich auch wirklich das Tor. Herr Abondance, der Verwalter, packte den nächtlichen Helden am Hemdärmel. —

« Vorwärts! » sagte er mit unsicherer Stimme; « Komm! Du bist betrunken, alter Säufer! » Und er entführte ihn. —

Jetzt erst schienen die Zuhörer des Abgeführten zu sich zu kommen und fingen an, zu brüllen: « Hoch Bernhard! Hoch! Hoch! Hoch! » —

So endigte der grosse Tag der Reichstagswahlen, der dem König unter den Blinden Gehrock, Hut und Stock kostete und ihn der gewohnten Freiheit auf eine Zeitlang beraubte. Denn der hohe Rat des Tempels verhängte über Bernhard einen Zimmerarrest von vier Wochen...

Der Bucklige.

Bernhard war in unserm Zimmer angekommen wie ein Stier. Mit gesenktem Kopf warf er sich auf sein Bett. Er schnaubte, brüllte und machte einen furchtbaren Lärm. Nachdem einige Minuten vergangen waren, richtete er sich auf und begann:

« Kennt ihr die eisernen Tore? Sind es nicht Schlösser der Seele? Aber diese Seele will in die Freiheit! » — Er fuhr mit problematischen Phrasen fort, und die benachbarten Zimmer hörten seinen Monolog und verlangten, dass er schweige. Doch Bernhard liess sich nicht beirren.

Da öffnete sich die Tür. Es war Gerhard, der Bewohner des Nebenzimmers, der mit lauter Stimme rief: « Ruhe! »

Aber Bernhard widersprach: « Gerhard, mein Freund, Liebling, du verstehst mich! » —

Diese zärtliche Antwort jedoch hatte keinen Erfolg, denn der Freund brüllte wütend: « Freund? Ich? Freund? — Schuft, elender Schuft! » — Er stürzte sich auf den Einäugigen und kehrte ihn um. Dann hörte man das Klatschen eines Pantoffels regelmässig und laut: klipp — klapp — klipp — klapp —. Doch selbst in diesem ausserordentlichen Fall bewahrte Bernhard eine zärtliche Menschenliebe, welche sich in dem denkwürdigen Satze äusserte: « Sei friedlich, Gerhard! Was singst Du so laut? Sei friedlich! »

Dieses Wahlabenteuer hätte schwerere Folgen für den « König unter den Blinden » gehabt, wenn sich der hohe Rat nicht in der gleichen Sitzung mit einer weit wichtigeren Angelegenheit befasst hätte als mit dem Putsch des Bäkkers. Es war ein Korn Wahrheit in dem, was Bernhard in jener Nacht zu seinen geheimnisvollen Zuhörern gesagt hatte. Es war eine Gefahr für die Bewohner des Tempels, dass die Aepfel des Paradieses hier wie eine verbotene Frucht zwischen den beiden Geschlechtern hingen. Es war ein Fall von Liebe, der hier dem Urteil des grossen Rates unterbreitet wurde. In der Tat: ein lyrisches Trauerspiel, diese Ge-

schichte von Paul, dem Schneider — von der Liebe des Blinden, der noch dazu einen Höcker hatte.

Ich muss sein Schicksal so erzählen, wie es sich abgespielt hat, und nicht in der Reihenfolge, wie es sich vor dem Untersuchungsrichter entwickelte, zu dem hier der hohe Rat wurde.

Der Sohn des Verwalters besass ein kleines Fernrohr. Oft ging er an klaren Sommerabenden in das Musikzimmer des Heims, um die Sterne zu betrachten. Dort hatte er eines Nachts Paul und Gertrud gefunden, als sie sich zärtlich umarmten. Das wurde der Anlass zum Untersuchungsverfahren des hohen Rates. Paul wurde vorgeführt, seiner Geliebten gegenübergestellt, und das Kreuzverhör ergab folgendes:

Die Nacht war hereingebrochen, das Musikzimmer erfüllt von Dunkelheit und den süssen Klängen des Klaviers. Gertrud spielte. Was war es doch? Ich glaube, die weichen Klänge von Schumanns « Abend ».

Paul, der Schneider, war eingetreten und stand lauschend hinter dem jungen Mädchen.

Er horchte und träumte — und ein Bild des verlorenen Lichtes stand vor seinen Augen auf. Seine Seele wurde bewegt.

Dann hörten die Akkorde auf zu gleiten und

zu leuchten. Das Stück war zu Ende. Auf einmal sagte er: « Das war schön, Gertrud, ich danke dir. »

« Ach », entgegnete Gertrud, « bist du es, Paul? Findest du das schön? Was denkst du, wenn du solche Töne hörst? »

« Was ich denke? » sagte er, « es gab eine Zeit, wo ich sah: Kennst du das Licht? Weisst du, was es heisst, gesehen zu haben und das Tageslicht zu kennen? »

« Ja, Paul », war die Antwort, « ja doch, ich kenne das Licht. Auch ich habe einstmals gesehen ».

« Aber jetzt » — fuhr Paul fort — « jetzt sind wir blind. O diese undurchdringliche Nacht! — dunkler als die Sommernacht, die vor den Fenstern liegt. Dort draussen ist eine leuchtende Nacht, eine Nacht voll Licht! Erinnerst du dich an die Nacht auf dem Lande, Gertrud, wenn die Felder überströmen von dem Duft gemähter Wiesen, und wenn die Herden auf den Feldern ruhen? Alles schläft, Vögel, Schafe, Wiesen, Wälder und alle Bäume. Nur der Schäfer wacht an einem kleinen Hirtenfeuer und sieht die Tiere an, die ganz leise im Schlaf blöcken. Der schwarze Hund stellt seine Ohren und schnuppert. Die goldenen Sterne strahlen ihr Licht aus dem Teiche zurück, und das Rohr

flüstert leise Worte im Wind. — Erinnerst du dich, Gertrud, erinnerst du dich? »

Das junge Mädchen weinte. — « Ich erinnere mich gut, » erwiderte sie; « das ist die Sommernacht ». Und sie wischte sich die Augen.

Paul senkte die Stimme. — « Und diese Nächte, voll von Licht, atmeten das Glück von Mensch und Tier. Die laue Luft trug die Stille der Erde herüber, und der Schein des Mondes war über die Felder ergossen. Die reifen Aehren neigten sich im Sommerwind und beteten zur Liebe Gottes, und auch die Liebe der Menschen wachte auf in solcher Nacht, und nichts als ihr heiliger Wunsch war in dem Atem der Felder. — Erinnerst du dich, Gertrud? » —

Gertrud blieb stumm. Sie hatte die erloschenen Augen auf den jungen Menschen gerichtet, und die Hände über dem Knie gefaltet.

« Jetzt aber, Gertrud, » sagte dieser, « was ist jetzt unser Leben? Eine andere Nacht hat alle Bilder des Lichtes erdrückt, — die Sterne, das Hirtenfeuer, — sie hat die Herden verjagt und ihren Schäferhund, hat uns die schattigen Wälder genommen, die Wiesen und die gelben Aehren, und kein Teich spiegelt sich mehr für uns. Die Heiligkeit der Nacht ist verschwunden. Wir sind zu Dingen geworden, die niemand liebt. Wir sind enterbt und Gegenstand

des allgemeinen Mitleids, das die Tränen unsrer blinden Augen trinken will, denn wir sind nicht geliebt. »

«Paul», rief Gertrud, «wir können uns noch gegenseitig lieben, wir Blinden unter uns! » —

« Unter uns? » sagte er bitter. « Du weisst nicht, was du sprichst. Kennst du die Liebe, die aus dem Auge widerstrahlt, das sieht? und die im Lächeln glücklicher Menschen tanzt? Weisst du nicht, dass all unsre Vorstellungen zerstieben müssten, plötzlich, wenn eine tastende Hand meinen verunstalteten Körper berührte und mich erkennte?

Du weisst das wohl! » — —

Hier fasste er die Hand des jungen Mädchens und führte sie über seine Schulter zum Rücken, der einen Höcker trug. — « Du weisst es wohl, » wiederholte er.

Gertrud berührte leise den Rücken ihres Freundes. — « Was liegt daran?! » murmelte sie. Sie zitterte, nahm auch ihrerseits Pauls Hand und brachte sie an den Hals. Er fühlte dort einen kleinen Kropf, der leise bebte.

Paul streichelte Gertruds Wange. — « Was liegt daran!? » sagte er. Und sie umarmten sich zärtlich.

In diesem Augenblick öffnete der Sohn des Verwalters die Tür; das Licht der Lampe ver-

riet die beiden Krüppel, die Szene ward zum Tribunal und der hohe Rat des Tempels beschloss, die beiden Verbrecher zu entlassen, welche die Reinheit des Paradieses der Blinden befleckt hatten.

Der kleine Schmidt.

Neben meinem Zimmer wohnte der kleine Schmidt, ein guter Alter, der jedes Jahr einige Wochen im Heim zubrachte. Für ihn waren das eine Art Ferien. Obwohl er schon siebzig Jahre alt war, kannte er das Licht nicht, denn er war blind geboren.

Früher musste das Schicksal eines solchen Kindes fürchterlich sein, denn damals gab es in unserm Lande noch keine Blindenanstalt. — Die Eltern des kleinen Schmidt — arme Leute in einer grossen Fabrikstadt — betrachteten die Blindheit ihres Sohnes wie eine Strafe des Himmels oder als ein Missgeschick, das ihnen eine schlimme Hexe angezaubert hatte, eine Hexe, die die jungen Mütter mit dem bösen Blick ansieht.

Die ersten Jahre des armen Knaben glichen denen aller Proletarierkinder. Vielleicht lernte er etwas weniger schnell sprechen, vielleicht auch blieb er etwas länger in seinen Kindheitsträumen befangen, aus denen er endlich durch die Not des Lebens geweckt wurde. Niemand zeigte ihm, wie man sich ankleidet, wie man isst, und wie man sich zurechtfindet in den Zimmern und an den Türen des Mietshauses. Seine Mutter — wie alle Frauen des Viertels Arbeiterin — zog ihn in der Frühe in aller Eile an, machte ihm schnell ein wenig Suppe warm und ging dann in die Fabrik. Das Kind tastete nun umher, und es gelang ihm zuletzt, die verschiedensten Dinge zu entdecken, die es zum Spielen brauchen konnte. So wurde es sein eigener Lehrmeister auf allen Gebieten des Lebens im Dunkeln.

Mit neun Jahren brachten die Eltern den Knaben in die Fabrik und sagten: « Der Herr Direktor hat erlaubt, dass du in der Spinnerei beschäftigt wirst. Es ist eine grosse Freundlichkeit, wenn man einen Blinden in der Industrie einstellt. Aber der Herr Direktor hat Mitleid, und du darfst bei ihm arbeiten ».

Und er wurde eingestellt. —

Man führte ihn hinter ein Schwungrad, das mit einem Spindelbaum verbunden war. Seine

Welle setzte etwa zwanzig Spulen und Spindeln in Bewegung. Zwanzig Mädchen bedienten die Maschinen. Der Dampf hatte damals die Fabriken noch nicht erobert, und die Handarbeit war noch nicht aufgehoben. —

Das Schwungrad musste gedreht werden, gedreht den ganzen Tag. — Diese Aufgabe fiel dem kleinen Knaben zu. Er drehte, schwitzend, — morgens — mittags — abends — vierzehn Stunden im Tag. Sein Hemd klebte am Leib, er stöhnte vor Anstrengung; die Beine zitterten, die Hände wirbelten, der Kopf war nach hinten gebogen — voller Angst, denn er musste ohne Unterlass tätig sein und den Handgriff immer ganz regelmässig umtreiben, — sonst kam eine Arbeiterin und ohrfeigte den « Karusselgaul ». Das war der Spitzname des Blinden.

So vergingen einige Jahre. Der kleine Schmidt drehte das Schwungrad, die Welle die Spindeln, die Spindeln die Spulen. Jeden Abend holte ihn seine Mutter ab und führte ihn nach Hause. Dort angekommen, würgte er einen Teller magere Suppe mit einem Stück Brot hinunter. Dann zog er sein Hemd aus und warf es über eine Stuhllehne. Die Wärme des Herdes trocknete es über Nacht. So ging der Junge ins Bett. Sein abgetriebenes Fleisch erinnerte sich jedoch die ganze Nacht an die Drehbewegung,

die es tagsüber hatte verrichten müssen, und selbst im tiefsten Schlaf nahm der arme Leib die eintönige Gewohnheit wieder auf, den Spindelbaum zu drehen. In Angstschweiss gebadet, wachte er jeden Morgen auf, um am Arm seiner Mutter in die Fabrik zu hasten. Dort verdiente er täglich acht Pfennige. Das war der Lohn, den der Direktor festgesetzt hatte.

Die Zeit verging. Der kleine Schmidt wurde sechzehn Jahre alt. Und dies sollte ein Wendepunkt im Leben für den armen Schwungraddreher werden. Denn er wagte es, dem Herrn Direktor um mehr Lohn zu bitten. Er verlangte zwei Pfennige täglich mehr; aber der Herr Direktor lehnte ab und schimpfte weidlich. Die Weberinnen lachten. Sie machten sich lustig über ihn und sagten: « Der Karusselgaul ist verrückt geworden. » —

Seit diesem Tage war der Junge ein unglückliches Geschöpf, misshandelt von den Arbeiterinnen. Ging jemand an ihm vorüber, so gab man ihm einen Faustschlag oder Fusstritt und fragte: « Wer war's? »

Zunächst schwieg der junge Mensch, niedergeschmettert durch die grausame Behandlung, mehr gequält durch die Worte als die Schläge. Aber allmählich geriet er in stumme

Wut, in einen Zorn, der auf seiner schweiss-bedeckten Stirn brannte. Allein die Arbeiterinnen lachten. Für sie war es ein besonderes Vergnügen, das Blut mit einem Male in das bleiche Gesicht schiessen zu sehen, dessen Züge gleichzeitig Schmerz und Rachegelüste ausdrückten. — Eines Tages stellte sich eines dieser Weiber neben ihn und kratzte ihn mit den Nägeln. Er war gerade dabei, sein Schwungrad zu drehen. Eine Woge der Erregung brauste in seinem Kopf. — « Karusselgaul », sagte die Arbeiterin, « dreh, dreh! los! vorwärts, vorwärts, Gaul! » — Sie schlug ihm mit der Hand auf den Magen. Der Blinde liess das Schwungrad los und drehte sich um. Er warf die Arme um das Weib und fühlte in diesem Augenblick den Hals der Arbeiterin zwischen seinen Fäusten. Ein fürchterlicher Zweikampf begann. Die Finger des jungen Menschen gruben sich in die Kehle seines Opfers, das nicht einen Laut hervorbringen konnte. Aber sie verteidigte sich mit allen ihren Gliedern; die Arme stiessen den ausgemergelten Körper ihres Angreifers zurück, und plötzlich machte sie eine heftige Bewegung und stiess das Knie gegen den Bauch des unglücklichen Knaben, dass er zur Erde fiel. Dann trampelte sie mit den Füssen auf ihm herum und ging keuchend davon. Denn die anderen

Arbeiterinnen kamen, angelockt von dem Lärm und durch den Stillstand des Spindelbaums.

Im Kopfe des jungen Menschen wimmelten Gedanken und Schmerzen wie Ameisen durcheinander. Er versuchte, sich aufzurichten, aber vergeblich. Er wurde ins Krankenhaus gebracht und fiel in Fieber. Lange Wochen lag er in einem Dämmerzustand, ohne zu wissen, ob der Wunsch stärker in ihm sei, zu leben, oder das Dunkel des Todes mit der Nacht seines Daseins zu vertauschen.

Nach seiner Genesung bewirkte der behandelnde Arzt seine Aufnahme in die Blindenanstalt, die vor einem Jahr gegründet worden war, und das frühere Karusselpferd lernte ein Blindenhandwerk.

Er reifte zum Manne. Aber im Schlaf begann er immer wieder — noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert — die Drehbewegung des Schwungrades in der Spinnerei und hörte den hetzenden Ruf, der im Traum aus den Abgründen der Erinnerung aufstieg mit gellendem Kreischen:

« Karusselgaul, Dreh! Los, los Gaul! »

So blieb es bis zu seinem Tode.

Die Legende vom heiligen Schutzengel.

Während seines Stubenarrestes empfand Bernhard eine sozusagen aufrichtige Reue, und schwermütige Worte bewiesen die Gefühle und den Schmerz seiner Seele.

Nach dem Urteil, das der hohe Rat gegen Gertrud und Paul gefällt hatte, erzählte er mir einen Fall von erotisch-religiösem Wahnsinn, den die Heimchronik berichtet. Die mündliche Ueberlieferung des Tempels verewigt diese Geschichte im Legendenton, und ich habe keine Veranlassung, den ein wenig altertümlichen Stil zu ändern. Die Legende also berichtet :

Es ist lange her, da wohnte im Tempel der Blinden eine unbefleckte Jungfrau, die hiess Sibylla. Tag und Nacht betete sie zum lieben Gott um die Gnade, er möge sie in sein himmlisches Reich aufnehmen, denn das Himmelreich

erfüllte all ihre Gedanken, und im Traum und Wachen stand die ewige Heimat vor ihrer Seele, wo sich alle ihre Wünsche erfüllen mussten. Auf Erden war das wegen ihrer Blindheit unmöglich.

Vor allem war es innige Liebe, nach der sie strebte, bis sie der Tod erlösen würde. Denn sie fühlte sich fähig und sogar vorherbestimmt zu einer zärtlichen Hingabe, die selbst ein himmlisches Wesen für eine ganze Ewigkeit befriedigen könne.

Die irdische Liebe, die sie wohl einmal gefühlt hatte, war schon seit Jahren verblasst. Mit zwölf Jahren war ihre Seele dem jungen Priester hingegeben gewesen, der sie auf das heilige Abendmahl vorbereitete. Aber diese Liebe ward nicht erwidert, und vielleicht bemerkte sie der fromme Mann nicht einmal. — Da glaubte Sibylle, sie sei von den lockenden Verführungen des Teufels versucht worden. Sie fühlte sich elend und bereute lange. Endlich aber kam sie wieder in den Stand der Gnade — durch eine Generalbeichte, und sie unterwarf ihre zerknirschte Seele dem Willen Gottes.

Seit jener Zeit wartete sie auf das ewige Leben und träumte von den Seligkeiten des Paradieses. Ja, es gelang ihr, wenn sie sich in die Träume ihrer Einbildung verlor, die unaus-

sprechlichen Wonnen einer Seele im voraus zu fühlen, die den Himmelsblumen gleicht, welche ihre Kelche mitunter schon hienieden öffnen, — einer Seele im sterblichen Leib der Menschen, die Gott auserwählt hat.

Das Geheimnis und Wesen der Gottheit begann sich ihr zu offenbaren. Sie fühlte mehr und mehr die Wonnen der Dreifaltigkeit, die sich in *einem* Gott vereinigen. Gott besuchte ihre Seele in geheimnisvollen Vorstellungen, berauschend und liebend. —

Durch diese Beziehungen zur Gottheit und durch Vertiefung der geistigen Anschauungen fand Sibylle den Weg in jenes Land, das für uns von dichten Wolken umhüllt ist. Aber ihr erhellte es sich in dem Masse, als ihre Betrachtungen sich vervollkommneten. Jetzt bereits fühlte sie eine zaubersame Kraft, die ihr in der Folge die Macht verlieh, diese beschränkte Welt in das Paradies ihrer Träume zu verwandeln und ihr ganzes Wesen in einen überirdischen Zustand zu versetzen.

Auf diesem Wege in das Land des Geheimnisses wurde Sibylle bestärkt durch das Vorbild der guten heiligen Frauen aus Schrift und Ueberlieferung.

Zuerst sah sie sich wie die « grosse Sünderin » des Evangeliums und glaubte die Wie-

derverkörperung Maria Magdalenas zu sein, die sich vor Jesu auf die Knie geworfen hatte, um seine Füsse zu küssen. War sie, Sibylle, nicht selbst in ihrer Jugend eine ähnliche Sünderin gewesen, verliebt während ihrer ersten heiligen Kommunion und entflammt in ihrer Seele für den Priester, der ihr das Brot der Engel reichte? Konnte sie nicht mit ihrer geheimnisvollen Zaubermacht, die sie in sich fühlte, die Nacht der Wirklichkeit durchbrechen, um zu ihrem himmlischen Bräutigam zu gelangen, zum König der Jungfrauen, wenn sie sich vor ihm erniedrigte, vor seinem dreieinigen und rätselhaften Geiste? Da suchte ihre irre Seele in die Ewigkeit zu dringen durch eine Himmelfahrt, die der der Jungfrau Maria gleich war. Indes, — es war vergebens. — Hierauf beschloss sie, die Gottheit zu zwingen, zurückzukehren auf die Erde und die Welt in ein Paradies zu verwandeln.

Neue Hoffnung, ihre traumhaften Wunschgedanken erfüllt zu sehen, schöpfte Sibylle aus dem Bericht über die Seligsprechung der frommen Veronika Juliani, durch den guten Papst Pius II. Die Hingabe dieser wunderbaren Jungfrau an das göttliche Lamm des Evangeliums war so ausserordentlich, dass sie ein wirkliches, lebendiges Lamm in ihrem Bett und auf ihrem

jungfräulichen Busen weiden liess. — Dieser Bericht wurde für Sibylle eine Quelle neuer Ueberlegungen, in die das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria einfloss. War es nicht dort ein Engel gewesen, der die himmlische Botschaft nach Nazareth brachte? Die Ueberzeugung wuchs in Sibylle, dass die unmittelbare Verbindung zwischen Gott und den Menschen unterhalten werde von Engeln des Himmels, von denen jeder Mensch einen besonderen zu seinem Schutze besitzt, wie die heilige Kirche behauptet. — Dieser Schutzengel musste das Werkzeug des göttlichen Willens sein.

Das äussere Zeichen und Sinnbild solcher neuen Erkenntnis war nicht ein Lamm, wie bei der seligen Veronika Juliani, sondern ein wilder Rosenstrauch, den sich Sibylle mitsamt den Wurzeln verschafft hatte. Sie pflanzte ihn vor ihrem Fenster in die Erde und begosss ihn sorglich. Im Sommer blühten die Rosen auf, und sie tauchte ihre Seele in die Kelche dieser Blumen. Ihr innerstes Wesen empfand in der Tat allmählich eine heimliche Verwandtschaft mit dem Wesen der Pflanze, deren Blüten die Boten des Himmels — die Bienen erwarteten, die ihnen Befruchtung bringen sollten, gesandt aus einer unbekannten Ferne. Und sie selbst emp-

fand geheimnisvolle und ewige Glückseligkeit in ungeahnter Steigerung. — Jetzt betete Sibylle zu Gott, er möge ihr den Schutzengel schicken, der ihr das Geheimnis offenbaren möge, wie man sich Gott hingebe als ein Opfer derart, dass Altar und Opfertier in eins flössen in der Beterin irdischen Hülle.

Manchmal schien ihr das Summen der Bienen der Vorgesang von Engelszungen zu sein, und sie fühlte Angst, ob sie auch bereit wäre, wenn der himmlische Bote kommen würde. In solchen Augenblicken behinderten sie die Kleider derart, dass sie sie herunterriss und sich vollständig entkleidete. In diesem Zustand kniete sie nieder und betete.

Endlich glaubte Sibylle, in dem erhört zu sein, was sie so heiss und lange erfleht hatte. Sie war hingegossen vor ihrem Fenster. Die Honigbienen summten laut — und der erwartete Engel erschien. Er berührte mit seiner Hand die Schulter der Jungfrau, und Sibylle erschauerte in ahnungsvollem Fieber.

« Was ist dein Wille? » rief sie aus: « seit langem bin ich bereit. Gib mir ein Zeichen! » — Der Engel legte die Hand auf den Mund der begeisterten Jungfrau. Sie breitete die Arme aus, und er liess sich umfangen.

« Bist du mein Engel? » fragte das fromme Mädchen.

« Warum nicht? » antwortete der Engel mit einer leisen, aber durchaus menschlichen Stimme.

« Wie! » schrie die Unglückliche in höchster Angst, « wie, du bist nicht mein Engel?! »

Und der Mann rollte zur Seite, keuchend und weggestossen von den Fäusten Sibyllens. Er erhob sich.

« Du bist verrückt, » sagte er und wich den drohenden Händen des armen getäuschten Weibes aus. « Du bist wirklich verrückt. Man wird uns hören! » — Dann entfloh er mit grosser Hast.

Jetzt wurde das arme Ding wieder auf die Erde versetzt. Sie konnte nicht mehr zweifeln, dass es ein simpler Halbblinder gewesen war, dem sie sich im Wahn geopfert hatte.

Monate vergingen. Der geheimnisvolle Rosenstrauch war verblüht, die mystischen Hoffnungen verflogen. Die Wirklichkeit des Lebens kam und verdrängte die abenteuerlichen Vorstellungen Sibyllens.

Die Näherin des Blindentempels verriet endlich das Geheimnis dieser irren Seele, die

jetzt in einem Mutterleibe wohnte, und sie sagte zum Verwalter, Herrn Abondance, mit der Entrüstung einer anständigen Frau:

« — Sie ist schwanger, — sie ist schwanger! » ...

Die Entdeckung Amerikas!

Mit Hilfe Bernhards und der anderen Blinden hatte ich in kurzer Zeit gelernt, mich im Heim und dessen Garten zurechtzufinden. Nach und nach lernte ich auch die Galerie berühmter Männer und bemerkenswerter Frauen kennen, von denen ich schon einige Charakterköpfe gezeichnet habe. Um die Bekanntschaft dieser Galerie zu vermitteln, müsste man einen ansehnlichen Band schreiben, und man muss es mir nachsehen, wenn ich meinen Bericht beschränke. Nur noch zwei oder drei Briefe werden vom Tempel der Blinden erzählen, die die Begebenheiten der Heimchronik schildern. Die weiteren Ereignisse meines Lebens findet man in zwei anderen Schriften, von denen die eine schon lange vollendet, die andere aber in Arbeit ist.

Hier noch eine kleine Geschichte von Adam, dem erblindeten Bergmann, und seiner Braut Charlotte, eine Ueberlieferung, die man im ganzen Tempel unter dem Namen « Die Entdeckung Amerikas » kennt.

Die Pigeons waren eine Bergmannsfamilie und wohnten in einer kleinen Stadt im Gebirge. Im Jahre 1868 erschienen in dieser Gegend amerikanische Agenten, um Bergleute für die Gruben von Ohio anzuwerben, und es setzte eine allgemeine Auswanderung ein. Die Bedingungen waren gut, das Aufgeld hoch. Auch die Pigeons packten ihre Koffer und wurden in einen holländischen Hafen gebracht, wo sie sich zur Reise in die neue Welt einschifften. Die ganze Familie nahm teil an der Fahrt über See, ausgenommen die alte Mutter, die es vorzog in ihrer Heimat zu sterben. Sie machte die Tür des niedrigen Häuschens hinter ihren vier Söhnen zu, und versagte es sich, ihnen mit dem Taschentuch nachzuwinken, denn sie hatte genug damit zu tun, ihre Tränen zu trocknen, die ohne Unterlass über die runzligen Wangen liefen.

Die vier Pigeons wurden in ein Auswandererschiff verladen, einen Segler ganz aus Holz. Die Reise dauerte sechs Wochen. Die einzige Abwechslung der Auswanderer war der Gesang

der alten Volkslieder, die man ohne Unterlass summte, und die Seekrankheit sowie der unbegrenzte Blick in die Ferne, in der Himmel und Meer in eins flossen.

Adam war der jüngste der Pigeons. Nach Verlauf der ersten Woche sah man ihn häufig auf dem Bug des Schiffes stehen, die Blicke verloren nach Westen gerichtet, wo die erhoffte Küste erscheinen musste. Ach, dieses unendliche blaue Tuch, das Meer, wie war es schön und gross, wie war es furchtbar und rätselhaft! Die glitzernde Fläche schien ihm wie der Schleier über einer schwarzen Gefahr, berükkend wie die Augen junger Mädchen, deren Glanz einen tiefen Abgrund verbirgt.

Fünf Wochen stand der junge Pigeon auf dem Bug des Schiffes. Der Wind kämmte seine Haare, seine Augen suchten die Grenze des Meeres.

In der letzten Woche änderte das Wasser sein gewöhnliches Aussehen. Auf den Wellen schwammen vereinzelte Baumstämme, dichte Nebel stiegen auf, Dampfschiffe durchfurchten die Wasserflut in grösserer Zahl als bisher. Die Matrosen, die Adam für einen Dummkopf hielten, lachten über den eintönigen Menschen und riefen: « Holla! Der zweite Kolumbus! Er entdeckt Amerika! » —

Und Adam entdeckte Amerika. — Eines Tages, als er wieder steif auf seinem gewohnten Platze stand, drehte er sich plötzlich nach der Mannschaft um und schrie aus Leibeskräften: « Land! Land! » Aber obgleich die Seeleute und seine Kameraden herbeistürzten und ihm die Hand schüttelten, um ihn zu dem unerwarteten Ereignis zu beglückwünschen, betrachtete Adam dieses Vorkommnis noch nicht als die Entdeckung, von der er träumte. Er zuckte die Achseln und zog sich durch eine fragende, unbestimmte Gebärde aus der Sache.

Die Landung liess den Auswanderern keine Zeit. Die Werber trieben ihre Leute unmittelbar vom Schiff in den Eisenbahnzug, und die Ankömmlinge bekamen von der neuen Welt vorerst nichts zu sehen als weite Ländereien, die im Fluge an ihren Blicken vorübereilten.

Endlich ward das Reiseziel erreicht. Die Arbeiter wurden in kleinen Blockhäusern untergebracht, und man gönnte ihnen einige Ruhetage. Dann wurden die Verträge festgemacht. Die Bergleute begannen ihre berufliche Tätigkeit.

Ich weiss nicht, ob die Heimüberlieferung richtig ist; sie erzählt, dass der Besitzer dieses Bergwerks ein reicher, halbwilder Neger gewesen sei. Er sass — wie es heisst — damals in

seinem Arbeitszimmer und übergab seinen Leuten die Lohnbücher. Er machte einen grossartigen Eindruck: Gesicht und Hände tiefschwarz, weisse Weste, blauer Frack mit gelben Borden. Ein dunkler Steinkohlenkönig liess hier weisse Arbeiter Revue passieren, ein schwarzer Herrscher über europäische Sklaven.

Neben diesem neuen Masinissa stand, ans Fenster gelehnt seine Tochter, Vollblutnegerin, in lichten Farben, den Mund halb offen, die Lippen rot und dick. Sie musterte die Auswanderer eingehend, in ihren Augen stand jenes unbestimmte Meeresleuchten, das Adam über den Wogen des Ozeans hatte glitzern sehen. Er bemerkte dies mit Unbehagen, denn gerade ihn betrachtete das schwarze Mädchen besonders eingehend. Ahnend fühlte seine Seele eine Gefahr, die sich hinter dem Glanz dieser Blicke verbarg. Er empfand Angst; sein Herz zitterte wie unter dem bösen Blick einer Schlange. Bestürzt verliess er die Schreibstube des Negers; es überfiel ihn plötzlich heftiges Verlangen, seine Heimat und die Mutter wiederzusehen.

Er ging an die Arbeit. Vergebens aber versuchte er den Eindruck des feuchten Auges zu vergessen. — Als er das Bergwerk verliess, stand das schwarze Mädchen unbeweglich am Förder-

korb und schaute ihn an. Das wiederholte sich Tag für Tag.

Mit der Zeit wurde ihr Gesicht für Adam eine Art Gewohnheit; stets jedoch zitterte sein Herz bei dem Anblick wie in schmerzlichem Fieber. Er fürchtete sich, bei seinen Kameraden zu bleiben; zwei leuchtende Augen verfolgten ihn, wo er ging und stand. Er verbarg sich in seiner Blockhütte; dort träumte er wie unter dem Eindruck eines kommenden Ereignisses.

Und in der Tat trat dieses Ereignis ein. Eines Abends, als die Dämmerung schlafen ging, öffnete sich die Tür: die Schwarze trat ein, suchend, zitternd. Sie erkannte den Bergmann und warf sich vor ihm auf die Erde. Mit wilden, verzweifelten Gebärden suchte sie ihm ihre Liebe klarzumachen, und schaute ihn mit dem stechenden Blick einer Schlange an. —

Adam sagte nichts. Er stand sprachlos da und leistete keinen Widerstand, als das Negermädchen seine Hand ergriff und ihn zu ihrem Vater brachte, dem schwarzen König der Minen. Sie zeigte auf den jungen Mann und redete mit dem Kauderwelsch der Eingeborenen auf den Schwarzen ein. Der gab heftige Widerrede. Endlich jedoch legte sich der Sturm, es folgte ein Stillschweigen, die Sekunden fielen wie Gewichte auf Adams Seele. Der Neger

überlegte. Plötzlich sagte er mit tiefer, ernster Stimme: « Morgen verlässt du das Bergwerk. Ich entlasse dich! » — Da warf sich seine Tochter auf die Knie und kreischte ohne Mass und Ziel. Ihr Vater ergriff eine Peitsche, liess sie klatschend auf den Rücken der Tochter fallen, packte sie an den Handgelenken und schrie Adam zu:

« Hinaus, Bube, an die Luft! »

Adam ging nach Hause und fühlte eine grosse Erleichterung. In aller Eile packte er seine Sachen und suchte die Brüder auf, um ihnen zu sagen, dass er weggehe. Das Erstaunen war allgemein. Auf die Frage, was nun werden solle, sagte er mit geheimnisvollem Lächeln: « Ich will Amerika entdecken. » —

Er brach auf. Die Nacht war gekommen, die Berge hüllten sich in Nebel. Er wanderte nach Osten; nach und nach wurde der Wald unwegsam, und er konnte den Pfad nicht mehr sehen. Er blieb stehen, bis Unruhe und Traurigkeit ihn überkamen. Er hörte Schritte hinter sich: als er sich umdrehte, blickte er in ein schwarzes Gesicht und glühende Augen, die in der Finsternis leuchteten. Charlotte stand vor ihm, die Tochter des Negerhäuptlings. Sie stammelte leidenschaftliche Worte und gab ihm Zeichen, mit ihr zu gehen. Adam wagte keinen

Widerstand. Wohl versuchte er einmal zu entfliehen, aber das Mädchen packte ihn fest am Arm und zog ihn mit sich fort.

Sie stiegen unwegsame Höhen hinan, sie durchquerten schäumende Sturzbäche, sie eilten durch Täler und über Wiesenflächen. Am Morgen erreichten sie einen anderen Wald, und nach einer halben Stunde machte Charlotte in einem Tale Halt. Sie bedeutete ihm, sich auszuruhen. Sie zeigte ihm einige Gegenstände, die sie für die Reise mitgenommen hatte. Adam bemerkte mit Schrecken eine Schiesswaffe und eine grosse Axt.

Das Mädchen machte Zeichen und Handbewegungen und würgte deutsche und englische Worte hervor, sodass Adam schliesslich begriff: sie wolle mit ihm hier bleiben und an diesem Orte eine Hütte bauen. Sie ging nicht von seiner Seite; sie wachte über ihn, wenn er schlief und half ihm bei der Arbeit. In der Tat entstand bald ein kleiner Holzschuppen, nachdem einige Bäume gefällt waren. Weiden und Lianen bildeten das notdürftige Dach als Schutz gegen Regen und Wind. Charlotte schleppte essbare Wurzeln herbei, brachte Vogeleier, Beeren und wilde Früchte. Aber das Abenteuer endete nach Verlauf einer Woche plötzlich. Ekel schüttelte den jungen Bergmann, ein

schrecklicher Ekel vor diesem schwarzen Vieh. Infolge der Erdfeuchtigkeit und des Fehlens der gewohnten Nahrung wurde er krank. Heftiges Fieger fiel ihn an, und Leute, die Charlotte endlich von weit herholte, fanden ihn in Wahnträumen und blind infolge der Krankheit.

Das Ende der Geschichte ist bald erzählt. Adam wurde vom Fieber geheilt, nicht aber von seiner Erblindung. Die Brüder Pigeon brachten ihn auf ein Dampfschiff, das ihn in zwei Wochen nach Europa führte. Nach der Ankunft wurde er in die kleine Stadt überführt, in der seine Mutter noch lebte. Sie pflegte ihn; aber sie starb bald. Hierauf wurde er Insasse des Tempels der Blinden, und hier erzählte er seinen Mitbewohnern mitunter die Geschichte von der Entdeckung Amerikas......

Weltanschauung.

Niemand wusste, wie die Sache eigentlich gekommen war. Zwei blinde Männer hatten sich über ein Bild unterhalten, und das sollten Blinde nicht tun. Daraufhin war ein Glaubenskrieg ausgebrochen, der die Grundfesten des Tempels erschütterte.

« Wenn ich das Bild gemalt hätte, » sagte Gerhard, den man den Tiger nannte, denn er konnte in Wut geraten wie ein wildes Tier, « so würde ich den Mann weggelassen haben, der sich übergibt. Es ist kein gutes Zeichen für den Bildungsstand des Mittelalters, wenn eine Stadt derartig auf ihre Bewohner wirkt. »

Er unterhielt sich mit Arthur über das Gemälde einer mittelalterlichen Stadt, welches beide — als sie noch sahen — während ihrer

Studien auf dem kleinen Progymnasium gesehen hatten.

« Rede nicht, » sagte Arthur, der Gemeindeschreiber gewesen war; « dieser Mann, der sich übergibt, ist das einzig Unanfechtbare an jenem Bild. Die Leute, welche spazieren gehen, die spielenden Kinder vor den Toren, die Händler, Marktweiber, Stadträte und Domkapitulare — all das gibt es auch heute noch, und sie unterscheiden in nichts die mittelalterliche Stadt von der heutigen. Aber wenn man sich den Gestank vorstellt, der damals herrschte, die Unsauberkeit in Gassen und Menschen, die Grausamkeit, den Hass und die Meuchelei, dann könnte einem übel werden, und dieser Mann an der Strassenecke bringt all das trefflich zum Ausdruck. Wollte man das Mittelalter malen, wie es war, man müsste nicht spielende Kinder auf den Anger zeichnen, sondern einen Scheiterhaufen, auf dem die Kämpfer für die Freiheit der Seele verbrannt werden; in der Ferne Dörfer, die in Flammen stehen, Täler, in denen die Getöteten des Hexenwahnsinns liegen, Schädelstätten mit Galgen, Folter und Henkersknechten, und über den Bergen den schwarzen Tod, der die Geissel über irren Flagellanten schwingt. Ritter tragen ihren Traum von Glück und Gott nach Rom und nach Jerusalem, und unsre Kaiser stehen

in Canossa, barfuss zitternd in dem Sünderhemd und büssen, wuterfüllt und stumm. Soll einem da nicht übel werden? »

« Was verstehst du vom Mittelalter, Arthur? » knurrte Gerhard und knirschte mit den Zähnen, in ihm begann bereits aus Widerspruch Zorn aufzusteigen, und die Erwähnung der heiligen Namen von Rom, Canossa und Jerusalem liess ihn innerlich in Verteidigungsstellung gehen. Er war ein gläubiger Anhänger der Kirche, der in Arthur einen Ketzer, Widersacher, oder doch zumindest einen Verirrten und Irregeleiteten erblickte, den er eines Tages von seinem schrecklichen Irrtum erlösen würde.

« Ich will dir eine Geschichte erzählen, » erwiderte Arthur, « die nicht von Huss, von Savanarola, von Giordano Bruno, von den Albigensern — ganz zu schweigen — handelt; denn ich weiss, das kannst du nicht ertragen, aber sie ist ein Stück Mittelalter.

.... Es war zu Paris Anno 1425 — und das gleiche hat sich in Augsburg auf dem Reichstag 1510 wiederholt, als man einen Blindenberuf entdeckte. In Paris gab es damals schon Blindenheime und vielleicht hat der Tempel der Blinden an der Seine sein Vorbild gehabt. »

« Der Tempel der Blinden liegt in einer kleinen Stadt... » bemerkte Gerhard missgelaunt,

aber Arthur widersprach, ohne ihn zu Atem kommen zu lassen:

« Der Tempel der Blinden liegt nirgends und überall. Er ist das Montsalvath der Blinden, und wenn man nach ihm sucht, weicht er zurück. »

Gerhard lachte höhnisch, aber der andere fuhr fort, ohne auf ihn zu achten:

« In Paris also, im Hotel Armagnac, holte man im Jahre 1425 die Blinden zusammen, welche — wie wir — in ihren Heimen sassen und auf den Tod warteten. Man wollte ihnen Gutes tun, und auch für den Geber barg die gute Tat den Lohn der Freude in sich — im Sinne des Mittelalters, wohlverstanden. Die Herren unter König Karl steckten unsre Brüder, die Blinden, in Harnische, die rostig waren — in alte Panzer, und verpackten sie darin, wie Schildkröten in der Schale. Dann gab man jedem einen Knittel in die Hand und stellte sie im Kreise auf. Auf den Tribünen, auf Galerien, sassen Ritter und die Damen, die stets für uns ein gutes Herz bewiesen haben.

Dann öffnete sich mit einem Male eine kleine Pforte, und in den Saal ward eine Sau geführt, eine richtige, grosse Sau, die grunzte. Dazu tönte eine Stimme: « Das Schwein ist dem, der es erschlägt! »

Im Saale war es totenstill.

« Das Schwein ist dem, der es erschlägt! » rufen die Ritter von den Galerien und klatschen in die Hände.

« Das Schwein ist dem, der es erschlägt! » jubeln die Damen und wedeln mit den Fächern, dass die Federn auf den Hüten nicken.

Die Sau grunzte, und schnüffelte an den Hosen der Blinden hinauf. Sie stand bei einem kräftigen Burschen, der die warme Schnauze an den Knien fühlte.

« Geh weg! » sagte er ärgerlich und schlug mit dem Knüppel auf das Tier, dass die fette Schwarte patschte.

« Das Schwein ist dem, der es erschlägt! » jauchzten die Stimmen in der Höhe wie Engelsingen über dem Felde von Bethlehem.

Die Sau prallte zurück und quiekte entsetzlich. Fast hätte sie einen Bengel umgerannt, der schnaufend in seinem Harnisch stand und sich den Rost vom Antlitz wischte. Auch er hieb nach dem Vieh. — Plötzlich schlug der Neid, die Habgier in den Herzen aller Blinden auf, wie eine Flamme, die in dürre Speicher fällt.

« Das Schwein ist dem, der es erschlägt! » brüllten sie aus vollem Hals, einzeln, zusammen, durcheinander, und stürzten auf das Bor-

stentier, das sich durch eines alten Bettlers Beine zwängte.

Klirr! bekam der einen Schlag auf seine Magengegend, und hätte nicht der Harnisch ihn geschützt, er wäre umgefallen. Dafür hob er den Prügel und schlug um sich.

Die Schlacht begann.

Panzerklirren, Eisentönen, lautes Schreien, Händeklatschen, Schweinegrunzen. Zuruf und ein schnaufender Knäuel Männer um ein wütend ächzendes Vieh erfüllten das Hotel Armagnac. Mancher fiel, bis die Beute auf der Strecke blieb, und unter den Blinden den Streit um die Feststellung, wer sie erlegt, noch tausendfach erhöhte. — Es war ein Glückstag für die Blinden von Paris, und alles lachte über den gelungenen Einfall. »

Arthur schwieg. Hätte er bemerkt, dass sich während seiner Erzählung eine Menge Männer und Frauen in dem Bibliotheksraum angesammelt hatten, in dem er mit dem Freunde sass, er hätte geschwiegen. Aber er achtete nicht auf die Zuhörer hinter sich, und antwortete, als Gerhard sagte:

« Es mag sein, dass dein Bericht keine Lüge ist. Die Menschen waren grausamer als heute und ihre Spiele roher. Aber die Kirche wurde

verehrt, und ihr ist es zu danken, dass wir nun bessre Menschen sind. »

« Die Kirche? Die Kirche lachte sich ins Fäustchen bei dem Treiben. Sie war es, die die Narrenspiele duldete und hegte, sie, die die Scheiterhaufen schürte und den Hexenwahn belebte, wenn er verlöschen wollte. Sie legte ihre Hand auf alle Dinge und machte uns zu Bettlern, die an Kirchentüren zittern durften. Die Kirche... »

« Schweig! » brüllte da mit einem Mal der Tiger und erhob sich. « Du bist ein Ketzer, ein verlorener Sohn, mit dem ich Mitleid habe, von dem ich aber nicht mein Heiligstes besudeln lasse. Die Kirche ist uns immer Hort und Halt gewesen. Sie hat für uns gesorgt, wenn niemand unsrer dachte. »

« So wie die Ritter für die Blinden mit dem Schwein! » brüllte nun Arthur seinerseits in Wut geratend. « Auch ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich habe meine Weltanschauung und... »

Er erhielt einen Puff in den Rücken. Die Männer und Frauen im Bibliothekszimmer begannen Partei zu ergreifen und mischten sich in den Glaubensstreit.

« Weltanschauung ist Sünde! » tönte es aus einer Ecke, und ein umfangreicher Punkt-

schriftband kam durch die Luft gesaust, traf aber leider Gerhard, den Tiger, welcher meinte, ein Gegner habe ihn beworfen. Er hob den Stuhl an der Lehne in die Höhe und brüllte wie ein Tier.

« Weltanschauung! » schrie Arthur, und seine Parteigänger wiederholten dies Wort wie ein Feldgeschrei.

« Glauben! » widersprach es aus zahlreichen Frauenkehlen, und klatschend hörte man die ersten Hiebe, die auf breite Rücken fielen.

Weiberstimmen kreischten, lange Fingernägel gruben sich in bärtige Gesichter, zerrissene Blindenschriftbücher bedeckten den Boden, nachdem sie an den Köpfen wütender Fechter zerschellt waren, und Bretter schmetterten von allen Stühlen.

Erst als Herr Abondance, jetzt ein Kulturträger, mit dem Wasserschlauch der Löscheinrichtung erschien und seine Pflegebefohlenen mit kühlen Wogen überdeckte, räumten die Wütenden das Feld und gingen grollend auseinander. Haarlocken und Kleiderfetzen schwammen neben den zertretenen Büchern auf dem Boden, und der Schreiner hatte später Mühe, die zerbrochenen Gegenstände wieder einzurichten.

Der Verwalter, Herr Abondance, stand allein inmitten dieses Tou-Wabou mit der Feu-

erspritze in der Hand und sprach unter einem Anhauch von Weltweisheit:

« Die Technik überwindet alles. »

Doch es dauerte lange Wochen, ehe die feindlichen Anhänger von Glauben und Weltanschauung sich wieder miteinander unterhielten.

Der Tod des Landstreichers.

Der Tod des Landstreichers.

Es herrschte eine gedrückte und zugleich neugierig suchende Stimmung im Tempel der Blinden, die erhöht wurde durch das Regenwetter des Herbsttages, dessen Wolken sich über fernen Bergen türmten.

Piter van Haie, der alte Landstreicher, wie man ihn im Tempel nannte, hatte den Pfarrer rufen lassen. Er lag seit Tagen krank zu Bett. Gefahr bestand nach Meinung des Arztes nicht, er solle sich ruhig verhalten, das werde vorübergehen. Die Schmerzen in der Magengegend seien ohne Bedeutung. Man brauche ihn nicht einmal ins Krankenhaus zu überführen.

Dennoch hatte Piter van Haie den Pfarrer rufen lassen. Aber bereits nach fünf Minuten verliess der gute Geistliche das Krankenzim-

mer wieder mit sichtlichen Zeichen der Aufregung, und niemand wusste, was geschehen war. Der Davoneilende wischte hastig mit dem weissen Taschentuch über das rote Gesicht und bewegte in der Linken erregt den schwarzseidenen Regenschirm, während die Zipfel seines Gewandes flatterten.

Herr Abondance, der Verwalter, blickte ihm nach und wunderte sich. Sonst hatte der Pfarrer stets ein paar Worte mit ihm gewechselt, ihn auf dies oder jenes aufmerksam gemacht. Es musste etwas vorgefallen sein.

Aber was? — ...Niemand konnte es sagen. — Schon, dass Piter überhaupt nach dem Geistlichen fragte, war verwunderlich. Nie hatte er eine Kirche betreten, nie sich an frommen Uebungen beteiligt, wie sie einzelne Tempelherren und Tempelfrauen unter ihren Schicksalsgenossen abhielten.

Nie auch hatte er mit anderen über seinen Glauben gesprochen, und niemand wusste, ob er ihn verloren habe auf der Landstrasse oder im Gefängnis. Denn es war bekannt, dass Piter van Haie sowohl den Ortsarrest seines Heimatdorfes als auch die grosse Strafanstalt kennen gelernt hatte. Dass man ihn überhaupt in den Tempel der Blinden aufgenommen hatte, führte man auf die gütige, eindringliche Fürsprache des Leiters

der Strafanstalt zurück. Niemand, selbst nicht der Verwalter, wussten etwas Bestimmtes...

Ich machte dem Kranken einen Besuch und fand ihn redseliger als sonst. Seine Stimmung war gedrückt.

« Ich werde bald sterben, » sagte er plötzlich.

« Nicht doch, » widersprach ich. « Das wird vorübergehen, und vielleicht haben Sie die beste Zeit ihres Lebens noch vor sich. »

« Sie reden wie der Arzt und der Pfarrer. — Ich habe ihn übrigens weggeschickt, den Kerl mit den öligen Worten. Tat er doch gerade, als ob er die Weisheit Gottes gemietet habe und müsse mich zur Reue ermahnen für die Sünden meiner Jugend. Ach, wenn Sie wüssten, wie diese Jugendsünden beschaffen sind, Sie würden mit mir lachen und Mitleid mit den Menschen haben, die sie verschuldeten oder an denen ich sie beging. In einem aber gebe ich Ihnen Recht -- der beste Teil meines alten Lebens wird noch kommen. Es ist der Tod, der über alles schwarze Erde sät und alles Denken aus den Menschenherzen bläst.

Ich wollte ihn von seinen Gedanken abbringen, aber er fuhr unbeirrt, fast eigensinnig fort. « Ich werde sterben. Es kann noch ein paar Tage dauern, ein paar Wochen sogar.

So lange ich aber noch einige Kraft besitze, möchte ich Ihnen meine Geschichte erzählen, die nicht interessant ist, die aber niemand kennt. Sie ist neu, und alles Neue reizt die Menschen. »

Er hielt inne, bis ich mich neben dem Krankenbett zurecht gesetzt hatte, und hob besinnlich an:

« Ich gehöre nicht zu denen, die immer blind waren, die blind geboren sind oder sich an das Licht nicht mehr erinnern können. Aber ich habe auch nie richtig gesehen in meinem Leben, das nun bereits über sechzig Jahre währt. Ich gehörte zu den Halbblinden, den Schwachsichtigen, die zwischen der Welt des Lichtes und des Dunkels stehen, nicht hierhin und nicht dorthin gehörig, sondern von Blinden wie von Sehenden meist gleicherweise mit Misstrauen empfangen.

Mein Heimatdorf liegt im Gebirge, in dem es noch Wölfe gibt, und wo die Menschen noch an Hexen glauben.

Als ich zur Welt kam und man nach einiger Zeit bemerkte, dass mit meinen Augen nicht alles in Ordnung sei, rief meine Mutter ihre Freundinnen zusammen, zeigte auf mich und sagte: « Seht dieses Kind an. Es ist besprochen worden, als ich es im Schosse trug. Ich weiss, wer es verhext hat. Erinnert euch an die

schlimme Babette, die Hure und Bettlerin, welche meinem Manne nachstellte, ehe wir zusammen gingen und ich ihm gut war. Wenn er über die Berge wanderte, um in den Flecken seine geschnitzten Löffel zu verkaufen und die Butterformen, die er mit Verzierungen versieht wie keiner, dann war sie hinter ihm und lauerte ihm auf. Habt ihr den Schein der Augen schon gesehen, die im Dunkeln leuchten, und die unstet sind? Es sind die Augen eines Wolfes. Es sind die Augen derer, die in Zaubernächten über die Heide schleichen und um die Dörfer wittern, bis der Mond verschwindet. Ich will euch sagen: Mein Piter ist am Hochzeitstag gerechnet etwas früh gekommen, doch das geht niemand einen Nasenstüber an. Als wir im Walde lagen, mein Mann und ich — es war an einem Sommerabend — und wir uns küssten, gab ich mich ihm hin — ich bin ja keine von den Jüngsten mehr, — und wie ich den Liebsten an mich drückte, da sehe ich im Baume über mir die schlimme Hexe mit dem bösen Blick. Ihr Angesicht war wutverzerrt und grinste gleichwohl. Sie streckte mir die Zunge heraus und drohte mit der Faust, sodass ich aufschrie und die Augen schloss. Als mich mein Liebster fragte, was es gäbe, und ich nach oben zeigte, war nichts mehr zu sehen, und nur die Büsche rauschten in der dunkeln Ferne ».

So glaubte man im Dorfe, dass ich besprochen sei. Auch meine Mutter sprach nicht nur aus Eifersucht. Und doch war sie die klügste Frau im ganzen Tal. Sie war die « weise Frau » der Berge, half bei Geburten und ging zu den Sterbenden, die sich im Todeskampfe quälten, um ihnen das Kissen unter dem Kopfe wegzureissen, so dass ihnen das Wasser das Herz abstiess. So ist es Sitte dort oben. Sie sammelte Heilkräuter im Walde und galt selbst bei vielen als Hexe. Aber meine Augen konnte sie nicht heilen. Sie blieben trübe, und man liess mich laufen, ohne mich zu unterrichten.

Der Pfarrer mahnte wohl einmal, « Nehmt euch des armen Kindes an, auch es hat eine Seele, » aber als mir die Mutter im Walde ihre Heilkräuter zeigte und ich dieselben am Aussehen wiedererkennen sollte, war ich nicht imstande dazu, und sie kümmerte sich nicht weiter um mich, wenn ich hinter ihr hertrottete und die Büsche ansah, deren Grün vor meinen Augen verschwamm, so dass es mir vorkam, als sprängen aus dem Boden grüne Springbrunnen, die im Winde rauschten.

Mein Vater war Löffelschnitzer und — wie viele in der Gegend — Wild- und Holzdieb. Auch mit ihm trottete ich manchmal in den Wald, als ich ein wenig grösser geworden war. Doch

knurrte er mich an und brummte, es sei gefährlich, wenn der Förster käme. Er tat, als sammle er dürres Holz und legte Schlingen in den Büschen; mit der Axt schlug er Aeste ab und ganze Bäume, die er heimlich nach dem Dorfe schleppte.

Eines Tages lief ich wieder neben ihm und hatte seine Axt unter meinen Kleidern versteckt. Der Vater trug dicke Aeste auf dem Rükken, die er frisch geschlagen hatte. Mit einem Male hörte ich ihn rufen: « Der Förster, spring. » Er wirft die Bürde weg und läuft davon. Mich aber hatte grosse Furcht befallen, und ich blieb stehen. Auf einmal tauchte aus dem Nebel meines schwachen Augenlichts der Förster auf. Er fuhr mich an, und weil ich nichts verriet, nahm er mich mit. Er zeigte mich den Leuten und erfuhr, wem ich gehöre. Mit bösem Gesicht lieferte er mich meiner Mutter ab und sagte: « Ich warne Euren Mann. Er muss bei ihm gewesen sein ». Aber meine Mutter widersprach und behauptete, der Alte sei über Land und der Junge sei vielleicht mit einem andern in den Wald gegangen, sie wolle mich bestrafen und riss mich an den Ohren, weil ich der schlimmen Babette nachgelaufen sei, die Holz im Walde stehle. Damit beruhigte sich diesmal der Forstmann und ging verdriesslich seiner

Wege. — Als meine Tränen versiegten, zog ich das Beil unter dem Rock hervor und warf es auf den Boden und sah nicht, wie mein Vater in die Stube trat, nachdem er im Hofe gewartet, bis der Förster fort war. Vater und Mutter lachten laut, als sie mich sahen, liefen auf mich zu, küssten mich und riefen beglückt: « Du bist ein ganzer Kerl! Du bist doch zu etwas nutze. Du hast das Beil gerettet. » Ich bekam einen Pfannkuchen, und dies war der erste schöne Tag in meinem Leben.

Das Schicksal wollte es aber, dass wir nach einem Jahre wieder im Walde überrascht wurden. Mein Vater entkam wieder rechtzeitig, und der Förster meinte, mich bei den Aesten auf der Höhe gesehen zu haben. Er kam auf die merkwürdige Vorstellung, ich selbst sei ein Holzdieb, der für die Eltern oder für sonstwen Aeste von den Bäumen säge und die Waldung auf diese Weise beschädige. Er drohte mit dem Gefängnis und liess mich noch einmal laufen. Als ich aber vierzehn Jahre alt geworden war, liess ich mich abermals erwischen. Wir waren diesmal zu Mehreren. Alle liefen davon, und ich wurde ins Spritzenhaus gebracht, wo man mich einen Tag lang einsperrte. Das brachte meinen Vater auf den glücklichen Einfall, aus der Meinung, welche der Förster von mir hatte, ein

Geschäft zu machen. Ich musste bei allen Holzdiebstählen mitgehen, Tags oder Nachts, und musste mich ertappen lassen, ohne jemand zu verraten. Dafür bewegte er selbst sich freier und bezog von andern Leuten im Dorf Eier, Fleisch und Brot — manchmal auch Schnaps und Geld — und ich, der ich nie einen strafbaren Handgriff tat, wurde allmählich zum Sündenbock, der die Gefängnisstrafen aller Welt im Spritzenhaus und später im Amtsgefängnis meiner Dorfgenossen büsste. Ich bekam gut zu essen und gewöhnte mich an meine Rolle, in die ich mich hineinlebte und mir nichts dachte, wenn der Richter verzweifelt ausrief: « Da kommt der Sitzknabe von den Bergen schon wieder. » Denn er wusste allgemach wohl, wie die Sache stand, konnte mir aber nichts beweisen, denn ich bekannte mich stets schuldig und ging willig in die Zelle. Mit neunzehn Jahren kam ich infolge meiner vielen Vorstrafen und augenscheinlichen Rückfälle in Zwangserziehung, in eine Besserungsanstalt, in welcher ich trotz meiner Schwachsichtigkeit ein Handwerk lernte. Ich wurde Schuhflicker und eignete mir auch sonst manche Kenntnisse an, von denen ich früher nichts geahnt hatte. Eine neue Welt, eine Welt der Ordnung war mir aufgegangen. Ich habe sie lieben gelernt, nachdem ich die wilde Sehnsucht

nach den Bergen, nach dem Wald und dem Dorfe gebändigt hatte. Ganz unterdrückt habe ich diese Sehnsucht aber nie, und auch später rangen in mir stets zwei Gewalten: Zügellosigkeit und Gemeinschaftssinn, Sehnsucht nach selbstischem Eigenleben und nach Liebe, Freundschaft und Brüderlichkeit. Damals erkannte ich nicht klar den Zwiespalt, an dem ich litt, ich kehrte nach zwei Jahren heim in mein Dorf mit dem Vorsatz, mich zu bessern und gut zu bleiben, wie man es mir in der Erziehungsanstalt immer wieder vorgehalten hatte. Doch mit dieser Besserung war es eine eigene Sache. Ich hatte das, womit ich meine Gefängnisstrafen verdiente, niemals begangen, ich hatte kein Holz gestohlen und keine Fallen gestellt, wie es in meinem Strafbericht hiess. Die lebhafte Begrüssung, welche man mir im Dorfe bei meiner Heimkehr bereitete, versuchte mich sofort, die alten Wege wieder zu gehen und für die anderen Leute einzutreten, wenn etwas vorgefallen war.

Die Wilddiebe, welche sonst nicht sehr eng zusammenhielten, veranstalteten diesmal ein richtiges Fest- und Trinkgelage, so froh waren sie, dass ich wieder im Lande war, und ich hatte an diesem Tage einen richtigen, fürchterlichen Rausch, in dessen Verlauf ich mit dem kleinen

Jan Streit bekam und mich raufte, was die Anwesenden zu Stürmen des Beifalls begeisterte. Alle tranken mir zu und schrien: « Hoch Piter van Haie. »

Der kleine Jan war der Sohn der schlimmen Babette, die die kranken Tiere besprach und ihre Heilmittel in Mondscheinnächten auf der Heide suchte. Niemand wollte wissen, wer sein Vater war, aber die schlimme Babette behauptete bei jeder Gelegenheit, mein Vater sei es gewesen, ehe er mit meiner Mutter ging. Mein Vater war inzwischen gestorben; so lange er lebte, hatte sie über diese Dinge geschwiegen.

Ich begann, um etwas zu verdienen, Schuhe zu flicken. Aber die Leute lachten und sagten: « Piter, lass gut sein, du kannst billiger essen. » Der erste Kunde, den ich erhielt, nachdem ich die Stiefel meiner Angehörigen in Stand gesetzt hatte, war Jan. Er brachte mir ein Paar elende Schlappen seiner Mutter, von Schmutz starrend, mit einem schönen Gruss, ob ich die flicken könnte. — Ich nahm das Zeug in die Hand, knurrte und liess ihn gehen. Um nicht neue Streitigkeiten oder Auseinandersetzungen herbeizuführen, richtete ich die Schuhe her, so gut es gehen wollte. Als Jan kam, sie abzuholen, verlangte ich ein paar Pfennige Arbeitslohn.

Er nahm das Flickwerk an sich und wandte

sich zum Gehen. « Ich werde meinem Bruder doch nicht mit Geld unter die Augen kommen, » sagte er und verschwand.

Ich war so verdutzt, dass ich ruhig auf meinem Schemel sitzen blieb und nichts erwiderte. Ich war traurig über die Feindschaft, die mir der Mensch entgegenbrachte. Aber meine Mutter geriet in helle Wut, als sie die Geschichte erfuhr. Von diesem Tage an befeindeten sich die beiden Weiber bei ihren Kunden. Denn die Grenzen ihrer Tätigkeit waren nicht so eng gezogen, dass nicht die schlimme Babette auch einmal zu einem Menschen gerufen wurde mit ihren giftigen Heiltränken, und dass nicht meine Mutter auch einmal ein Stück Vieh heilte mit den Mitteln, welche sie kannte.

Und Jan stichelte mit.

Was soll ich lange erzählen. Ich wurde älter, sass wieder im Gefängnis als Holzdieb und Fallensteller, flickte Schuhe und bettelte, wenn ich einmal auf Wanderschaft ging. Denn ich konnte immer noch so viel sehen, um den Weg allein zu finden.

Meine Mutter starb, aber Jan und Babette hetzten weiter. Sie schwiegen nur, wenn ich in der Nähe war. Ich wohnte bei meiner Schwester, die die Kunst der Mutter fortsetzte. In meinen äusseren Verhältnissen änderte sich nichts.

Aber im Wirtshaus bekam ich eines Tages aufs Neue Streit mit Jan. Ich packte ihn; er riss sich los, lief davon und brüllte, es sei eine Schande, dass sich Brüder vor den Leuten rauften. Und ich ging beschämt von dannen.

Bei einem grossen Holzdiebstahl fiel wieder der Verdacht auf mich, und ich wurde vorgeführt. Aber ich leugnete diesmal hartnäckig und wusste es so darzustellen, dass ein gewisser Verdacht auf Jan fiel, der bei der Geschichte auch beteiligt war. Er wurde statt meiner eingezogen und mit Gefängnis bestraft.

Den meisten Leuten gefiel das, und so erhielt ich auch diesmal meine Belohnung, welche ich sonst bekommen hatte, wenn ich für die anderen die Strafe übernahm.

Nachdem aber der kleine Jan wieder heimgekehrt war, kam es zwischen ihm und mir stets aufs neue zu Tätlichkeiten. Seine Mutter schürte gegen mich und sprach von Verrat, und manche teilten ihre Meinung...

Eines Tages schlug ich dem Kerl den Schädel ein. Ich weiss nicht, ob Sie begreifen, wenn ich sage, ich habe es nicht gewollt, ich sah nicht, wohin ich schlug, ich wollte ihn nur abwehren, weil er mich im Walde mit einem Mädchen überraschte, und ich fürchtete, er könne mir durch sein böses Maul das einzige Glück zer-

stören, von dem ich träumte, nachdem ich dreissig Jahre alt geworden war. Ich hieb wohl ein wenig fest, und das einzige, was das Gericht zu meiner Entschuldigung gelten liess, war mein schlechtes Sehvermögen. Ich kam ins Zuchthaus.

Der Gefängnisdirektor war es, der nach einer gewissen Zeit klarer in meine Seele sah als alle meine Richter. Nach einigen Jahren beantragte er meine Begnadigung.

Ich kam ins Blindenheim, wo ich vor den Gefahren der Welt — wie man es ausdrückt — bewahrt blieb, und hier erwarte ich den Tod. Hier lache ich innerlich und bete auf meine Art: « Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. »

Können Sie mir sagen, welchen Sinn es für manche Menschen hat, geboren zu werden und zu sterben? Warum gibt es Blinde auf der Welt? Und wenn es Blinde gibt, zu was sind sie nütze? Was können sie leisten, das ihre Daseinsberechtigung erweist?

Ja, es ist widersinnig, das Leben. Denn ich besass als Blinder einen solchen Zweck. Ich gab meine Freiheit für die Andern. Doch ward ich strafbar, weil ich diesen Menschen half, mit denen ich verbunden war. Ja es ist widersinnig, dass ich an dem zerschellen musste, mit wel-

chem ich vielleicht durch Blut und Hass am engsten verbunden war — an meinem Bruder.

Der alte Piter van Haie schwieg. Ich war tief bewegt über die Fragen, welche sein Lebensbericht in ihm wachriefen, und die auch ich nicht beantworten konnte.

Er starb ganz plötzlich in den nächsten Tagen an einem Krebsleiden, wie man feststellte, und nur wenige der Tempelherren gaben ihm das letzte Geleit.

Die Aufrührer.

Aus der Zeit, die ich im Tempel der Blinden verbrachte, habe ich mir einige Aufzeichnungen aufgehoben. Darunter auch einen Brief aus einer Irrenanstalt.

Er lautet:

« Wenn vielleicht mehr oder weniger etwas von dem in meine Zeilen fliesst, was Briefe aus Irrenhäusern kennzeichnet, so ist die lange Zeit daran schuld, die wir — meine vier Gefährten und ich — hier unter geistig Minderwertigen, vom Wahn verfolgten Menschen zugebracht haben. Denn dieses wildeste Menschenelend streift Tag und Nacht zu jeder Stunde an unser Ohr und umschleicht unser Dasein.

Es ist nicht leicht, seinen Verstand in einer Irrenanstalt zu bewahren. — Ehe Sie sich aber einreden, es sei für uns zu spät, man könne uns

nicht mehr helfen, denn wir seien heute angesteckt von unsrer Umgebung, selbst wenn wir ohne geistige Erkrankung in diese Anstalt gekommen seien, hören Sie unsre Geschichte...

Es war mitten im grossen Krieg, der die Seelen der Menschen und Völker verwandelt hat, und all die wilden Triebe wieder aufsteigen liess, welche wir zum Teil schon überwunden glaubten, versunken in der Bildung des Menschengeschlechtes.

Wir — meine vier Schicksalsgenossen und ich — waren mit vielen anderen Blinden in einer Blindenwerkstätte untergebracht. An ihren Mauern rauschte die Geschichte der Menschheit vorüber, an ihnen brachen sich die Wellen, in deren Strömung ein Blindenheim liegt.

Wir wussten, dass unsere Werkstätte, wie viele andere Betriebe, grosse Aufträge auf Geschosskörbe durch die Heeresverwaltung erhalten hatte. Tag und Nacht flochten und hämmerten wir an tausenden von Weidenhüllen für die Granaten und anderen Geschosse, die das Feldheer allstündlich aus seinen Schützengräben spie. Ueberstunden auf Ueberstunden wurden eingelegt, und wir wurden besser bezahlt als je.

Aber wir hatten die Ausschreibung der Heeresverwaltung in Erfahrung gebracht und konnten mit annähernder Genauigkeit die Ge-

winne berechnen, die die Werkstättenverwaltung an den Kriegslieferungen machte. Diese Gewinne erschienen uns so hoch, dass sich eine wachsende Unzufriedenheit unsrer Gemüter bemächtigte. Wir murrten heimlich über den Geiz der Heimleitung und — ich kann das heute offen eingestehen — merkten nicht die gleiche Regung in uns, die dies Murren hervorrief. Auch verkannten wir wohl damals die Grösse der Schwierigkeit, welche die Beschaffung von Lebensmitteln für die Verwaltung mit sich brachte. Denn der Hunger stand über dem Land.

Die Kartoffeln waren ausgegangen, täglich erhielten wir als Ersatz Wasserrüben, deren Geruch jeden Vormittag das Erdgeschoss der Werkstätte erfüllte und uns die Esslust verschlug. Das Fleisch war selten; Eier gehörten zu den « Spezereien Arabiens », wie wir in unserm Galgenhumor sagten. — Wir hatten Hunger.

Haben Sie je Hunger verspürt, den echten, wahren Hunger, der nicht über den Menschen herfällt wie die Esslust, sondern der mit ihm altert oder in ihm gross wird wie das Kind in der Mutter? — Es ist nicht leicht, sich ein Bild von ihm zu machen und sich die Rauschwirkungen vorzustellen, die ein fortgesetztes Fasten auf das Gehirn des Menschen ausübt.

Wir lagen des Nachts in unsern Betten, und unsre Wünsche tanzten in die Stille und griffen nach Begierden, die lange, lange nicht mehr gestillt worden waren. — Ich kann auch heute noch nicht die Qual vergessen, welche ich damals empfand, und diese Qual gipfelte in der Vorstellung eines wohlschmeckenden Gerichtes, das ich auf der Zunge zu fühlen meinte, bis mein Verlangen sich steigerte in die Empfindung des Geschmackes, die jedoch nie eine Befriedigung erfuhr. Und neben mir in den Betten stöhnte ab und zu einer der Gefährten, oder tönte ein Seufzer, oder es bewegte sich ein Arm und schob die Decken des Bettes zurück.

Meine vier Kameraden und ich bildeten einen engen Freundeskreis. Wir versuchten es auf die verschiedenste Art, uns Lebensmittel zu verschaffen, und begannen die Obstbäume nachts heimlich abzusuchen, die vor den Fenstern in des Verwalters Garten standen. Sein Hund, unser guter Freund, verriet uns nicht, wohl aber der Mondschein, den wir nicht bemerkten und nicht bedachten.

Wir erhielten damals eine Rüge, die unsern Groll gegen die Anstaltsleitung verschärfte. Denn die Entdeckung eines Unrechts bessert die Menschen nicht, sondern macht sie erst zu den

Uebertretern, die sie eigentlich schon durch die verbotene Tat geworden sind.

Jenseits der Hecke des Obstgartens lag der Garten des Leiters der grossen Blindenanstalt. Von hier aus konnte man ohne Mühe das Haus und den Keller erreichen, der die Vorräte für den Privathaushalt enthielt. Wir wussten dies, weil wir dem Fuhrmann beim Abladen der Kartoffeln geholfen hatten.

Gegen den Anstaltsleiter richtete sich nun unser Groll; gegen seinen Keller wandte sich unsre Gier. Es hatten sich Neid und Rache mit dem Hunger vereint, und eines Nachts entdeckte man uns über den Vorräten des gefüllten Kellers — mich, als ich gerade eine Wurst anschnitt, die ich aus einem Fleischschrank genommen hatte.

Es ist nicht zu leugnen, dass der Groll und die Rachsucht die wir fünf empfunden hatten, uns nun aus der Seele des Direktors entgegenfunkelte wie aus einem Hohlspiegel, der die Lichter in einem einzigen Punkt zusammenfasst; wir merkten zunächst nur nicht den Brennpunkt. Wir glaubten die Gefühle unsres Vorgesetzten nur mässig erregt, als er uns kalt entliess mit der Bemerkung, das Weitere werde sich finden.

Wir gehörten und gehören noch heute dem Landarmenverband an. Unsre Gemeinden kom-

men insoweit für unsre Verpflegungskosten auf, als die Löhne nicht zur Deckung derselben reichen, denn selten verdient ein Blinder selbständig seinen vollen Lebensunterhalt. — Etwa vierzehn Tage nach dem « Einbruch der Aufrührer » — so nannte man unser Vergehen — wurden die sämtlichen Werkstättenmitglieder in dem grossen Speisesaal zusammengerufen, und wir mussten vortreten. Uns wurde eröffnet, dass wir die Anstalt zu verlassen hätten und dem Landarmenverband ganz übergeben würden. Wir sollten unsre Sachen packen und uns für den Nachmittag bereit halten.

Wir glaubten zu wissen, was das hiess. Wir würden in das Landarmenhaus gebracht werden, wo wir eine Reihe von Schicksalsgenossen wussten, die in anderen Anstalten für Blinde keinen Platz mehr gefunden hatten. Wir fügten uns ins Unvermeidliche, mit dem stillen Trost, schlimmer könne es nicht werden. Aber es kam schlimmer.

Der Anstaltsdiener, der uns begleitete, teilte uns am Bahnhof mit, dass er uns nicht in das Landarmenhaus, sondern nach X. zu bringen habe, wo sich eine Heil- und Pflegeanstalt befindet. Der Schrecken lähmte zuerst unsre Zungen. Als wir aber wieder reden und fragen konnten, erfuhren wir, dass im Landarmenhaus

kein Platz mehr für uns sei, und dass man uns in die ·Irrenanstalt aufnehmen müsse, welche der gleichen Landesverwaltung unterstellt war.

Ich dachte zunächst daran, unterwegs auszubrechen und mit den wenigen Ersparnissen in meine Heimat zu fahren. Aber ich fand keine Gelegenheit, die es mir ermöglicht hätte, den Führer zu verlassen und mich davonzustehlen. Als wir dann in X. eingeliefert waren, gaben wir den Gedanken an eine Flucht vollkommen auf. Wir baten vielmehr den Schulrat schriftlich um Vergebung und ersuchten ihn, uns wieder in die Blindenwerkstätte aufzunehmen. — Wir erhielten keine Antwort. —

Wir erlitten Unsagbares zwischen den teils aufgeregten, teils stumpfsinnigen Irren und deren Wärtern, die der ständige Umgang mit den Kranken abgestumpft und angesteckt hatte.

Und nun, da unsre Not bis an jene Grenze gestiegen ist, wo uns der Abgrund verschlingen wird und unser eigener Verstand in Gefahr kommt, wenden wir uns an Sie um eine Vermittlung, um Hilfe und Befreiung.

Wir haben für das, was wir taten, so schwer gebüsst, dass wir ein längeres Verweilen hier nicht zu ertragen vermögen. Versuchen Sie alles, was in Ihren Kräften steht, die Rache des Anstaltsleiters rückgängig zu machen, denn vor

uns steht die Verzweiflung und der Wahnsinn. » ...

Ich habe in der Folge die Bitte des Briefschreibers zu erfüllen gesucht, erreichte indessen nichts als eine Antwort, die besagte: Ja, die Sache verhalte sich schon so; im Landarmenhaus sei kein Platz für die Fünf, die man aus der Blindenwerkstätte habe entfernen müssen; inzwischen seien ihre Stellen dort längst durch andere, würdigere Blinde ausgefüllt worden.

Das Kind.

Nirgends häuft sich das Elend der Menschen so sehr, als in den Winkeln des Lebens, in die die Sonne nicht scheint.

Eine « Neue » war im Tempel der Blinden angekommen. Es war Julie, die Tochter des Kesselflickers, die man das Lindenblatt nannte; denn sie liebte es, ein grünes Blatt an den Mund zu halten und mit ihm die Stimme der Vögel nachzuahmen. Sie war 17 Jahre alt. Die anderen Mädchen, von denen einige mit ihr in der Blindenerziehungsanstalt aufgewachsen waren, begrüssten sie mit tausend Fragen und all den kleinen Erinnerungen, welche die Anstaltszöglinge bis an den Tod verbinden.

Nach ein paar Tagen verbreitete sich jedoch ein Gerücht in den Zimmern des Heimes. Wer es aufgebracht hatte, wusste niemand, aber man

flüsterte und raunte, und bald war es allen bekannt: « Julie hat ein Kind, ein kleines Kind! »

Wie die Empfindungen in den Herzen der Tempelfrauen wogten! Heimliche Lust regte sich in allen und rührte an das tiefste, verborgenste Verlangen, das in ihnen schlummerte. Und gleichzeitig griff der Neid mit harten Händen nach ihrem Herzen.

« Ein Kind! » sagte Anna, die sehr fromm war. « Wie kommt das Lindenblatt zu einem Kind? Sie ist ja selbst noch ein Kind, das gerne auf das Klingen der Tassen in der Küche horcht, wenn das Geschirr weggeräumt wird. — Aber bei Kesselflickers... »

— « Du, von wem mag es sein? » fragte Trautchen mit heissen Wangen.

Von wem sollte es sein?... Es ist das die traurigste Geschichte, die ich je gehört habe, und ihr Ausgang bildet eine dunkle Seite der Heimchronik; nur mit Grauen berichtet man von ihr und flüsternd, wie man von Dingen eines Hauses flüstert, die nicht in der Oeffentlichkeit bekannt werden sollen.

Juliens Vater hatte das blinde Kind in die Blindenanstalt gebracht, als es drei Jahre alt war. Er war mit seinem Karren in den Garten gekommen und hatte verlangt, den Herrn Direktor zu sehen. Zuerst hatte man ihm gesagt, hier

gebe es keine Arbeit für ihn. Da hatte er ein Bündel aus der Tiefe des Wagens geholt und aus ihm ein kleines Mädchen gewickelt. Jetzt rief man den Herrn Direktor.

Der Anstaltsleiter hatte das Kind mitleidig angesehen. Dann versuchte er, dem finsterblikkenden Vater klar zu machen, dass er ein so winziges Ding, das die Pflege der Mutter noch brauche, nicht aufnehmen könne. Wenn das Mädchen fünf Jahre alt sei, möge er wieder kommen. Man werde dann gerne für es sorgen.

Der Kesselflicker war aufgefahren und hatte erwidert, er sei Tag und Nacht unterwegs. Ein blindes Kind könne er nicht brauchen; wozu seien die Blindenanstalten da? Dann hatte er das Mädchen und die Lumpen, in die es gehüllt war, auf den Boden gelegt und war davongegangen, hinter sich den Karren mit den Lötkolben und dem Zinnvorrat.

Die Behörde wurde sofort benachrichtigt, und ein Landjäger war dem Landstreicher nachgeschickt worden. Aber auch der Wachtmeister hatte nichts erreichen können, und nach langem Hin- und Herreden und wüsten Schimpfereien behielt man Julie in der Blindenanstalt. Der Vater zog in die Fremde.

Als Julie 16 Jahre alt war, tauchte der Kesselflicker wieder in der Gegend auf. Eines Mor-

gens stand er im Anstaltsgarten, den zerrissenen Hut in der Hand, und verlangte seine Tochter zu sehen. Der Gärtner, den er angeredet hatte, schüttelte den Kopf, ging aber schliesslich ins Haus und holte das Mädchen, das inzwischen stattlich und gross geworden war. Ihre blinden Augen waren nicht entstellt. Nur der Nerv des Auges war ohne Leben.

« Ich bin dein Vater », sagte der Kesselflicker. — « Was hast du gelernt in der Anstalt? Kannst du Zither spielen und singen? »

« Ja », erwiderte Juli erstaunt. Sie hatte bisher nie bedacht, dass ihr Vater noch am Leben sei, sondern die Vorstellung gehabt, er sei gestorben, obwohl niemand je von seinem Tode gesprochen hatte.

« Willst du mit mir kommen? » fragte der Mann weiter. « Wir gehen auf die Dörfer und in die Höfe; es soll dir an nichts fehlen. »

Das Mädchen trat einen Schritt zurück. Auf ihrem Gesicht malte sich Erstaunen und Neugier. Endlich sagte sie: « Das wird der Direktor nie erlauben. » —

« Der Direktor? » entgegnete der Kesselflicker, « der Direktor hat dir von jetzt an nichts mehr zu sagen. Komm und geh mit mir in die Welt. » —

Niemand hat erfahren, wie der zerlumpte Geselle, der die letzten Jahre mehr im Gefängnis als auf der Landstrasse verbracht hatte, Julie überredete, mit ihm zu ziehen. Sie fehlte eines Tages beim gemeinsamen Mittagessen, und als man sie suchte, fand man ihren Schrank leer. Sie hatte ihre Kleider, die Wäsche und die Zither mitgenommen und war und blieb verschwunden. Nachforschungen ergaben, dass sie mit ihrem Vater die Jahrmärkte besuchte, wo sie sang und spielte. Und sie erhielt reichliche Bettelpfennige.

Die Blindenfürsorge setzte alles in Bewegung, um Julie den Händen ihres Vaters zu entreissen. Der Alte wurde eines Tages bei einem Einbruch festgenommen und in Gewahrsam gebracht. Julie kam ins Landarmenhaus, und hier begannen ihre Leiden. Denn es stellte sich bald heraus, dass sie guter Hoffnung war, und ihr Vater wurde wegen Blutschande zu einigen Jahren Zuchthaus verurteilt.

Als das Kind Juliens das Licht der Welt erblickt hatte, brachte man es bei ihrer Muhme im Gebirge unter. Die junge Mutter aber kam durch Fürsprache des Anstaltsleiters in den Tempel der Blinden, und hier hatte das Gerücht bald ihr trauriges Geheimnis verraten.

Man flüsterte und raunte. Aber alles wäre

mit der Zeit in der Gewöhnung und Vergessenheit versunken, wenn nicht eines Tages die Frau des Verwalters ihren Mann darauf aufmerksam gemacht hätte, dass Julie von Tag zu Tag wieder stärker werde. Herr Abondance fiel fast vom Stuhl vor Schrecken. Die Geschichte Sibyllens stand mit einem Male vor seinem Auge, und wie ein Blitz kam ihm die Erinnerung an Paul und Gertrud, die man hatte entlassen müssen. Wie sollte er vor den Heimgründern bestehen, wenn sich solches immer und immer wiederholte?

Die Verwalterin holte das unglückliche Mädchen in die Schreibstube. Herr Abondance stotterte aufgeregt, unzusammenhängend, und sagte dann roh und bestimmt: « Du bist schwanger! Mit wem hast du dich eingelassen? » —

Julie wurde blass wie die Wand. Sie sank auf die Knie und sagte tonlos: « Nein, es ist nicht wahr! »

Aber die Frau des Verwalters nahm sie in ein schreckliches Kreuzverhör, in dem sie von Herrn Abondance nach Kräften unterstützt wurde. Das Mädchen konnte vor Weinen nicht mehr sprechen.

Da packte sie Frau Abondance beim Hand-

gelenk und rief: « Wir gehen zum Arzt! » — Julie musste sich anziehen.

Sie wurde ins Spital gebracht. Dort musste sie bleiben. Die Untersuchung sollte am andern Morgen stattfinden. Und sie fand statt. Der Arzt stellte Wassersucht fest. Zu dieser gesellte sich ein Nervenfieber.

Julie starb noch vor Verlauf von acht Tagen. An ihrem Grabe sangen die Mädchen des Heimes, und die Heimverwaltung legte einen prächtigen Kranz am Sarge nieder. Hinter den Heimbewohnern aber stand eine alte Frau mit einem Kinde auf dem Arm — die Muhme der Toten und das Kind, das sie von ihrem Vater empfangen hatte.

Die Blinden.

Das war ein erschütterndes Ereignis, dieser Besuch des Herrn Lebeau, Pfarrers an St. Martin in C., der Hauptstadt eines belgischen Kreises.

Alle Bewohner des Tempels waren im Gesellschaftssaal zusammengekommen, als er von der Erfindung des Dr. Lecoq erzählte, jenes ausgezeichneten Gelehrten und Menschenfreundes, der in Brüssel wohnte und sein Leben dem Wohl der Blinden gewidmet hatte.

« Der Forscher », so berichtete der Geistliche, « hat lange nach einem Mittel gesucht, die Erfolge der Wissenschaft für die zu verwerten, die des Lichtes beraubt sind, die Aermsten der Armen.

Sicherlich habt ihr schon von der Photographie gehört, von der bewundernswürdigen Kunst, chemische Stoffe unter dem Einfluss

der Sonnenstrahlen zu verwenden, um Bilder von Menschen, Landschaften und anderen sichtbaren Dingen herzustellen. Ihr kennt auch die Erfolge jener Männer, die gewissermassen den Blitz in Ketten legten — und die Elektrizität zwangen, dem menschlichen Willen zu gehorchen. Herr Lecoq hat nun versucht, diese beiden Erfindungen zu vereinigen und eine Camera herzustellen, deren Bilder mit Hilfe des elektrischen Stromes unmittelbar in das Gehirn des Blinden übertragen werden können. Es ist das sozusagen ein künstliches Auge, hergestellt mit allen Mitteln der heutigen Wissenschaft, und es wird das Werkzeug sein, die verlorene Sehkraft allen wiederzugeben, die in der undurchdringlichen Nacht der Blindheit leben. »

Solches und Aehnliches sagte der Pfarrer und endete damit, die Blinden und Herrn Lecoq zu der grossen Erfindung zu beglückwünschen. — Ein tiefes Stillschweigen folgte seinen Worten. Die Gedanken drehten sich in den Köpfen der Zuhörer.

« Ist es möglich?! » sagte endlich eine dünne Stimme. « Ich — ich will nicht sehen. Jetzt ist es zu spät ». —

Dies Bekenntnis wirkte wie das erste Wetterzeichen beim Ausbruch eines Orkans. Die dünne Stimme gehörte der alten Christine, einer

Blindgeborenen von 60 Jahren. Ihr Ausruf wurde umgeworfen durch ein sinnloses Geschrei und durch die wilde Empörung aller andern blinden Frauen und Männer. In diesem Toben drang die tiefe Stimme des alten Kaufmanns Avalon durch, der laut rief: « Zu spät? Es ist niemals zu spät für das Leben und für die Auferstehung aus dem Grabe! Ha, verfluchter Radiumklumpen, du sollst es wissen: Du wirst uns nicht mehr irreführen! » — Und er schüttelte seine Fäuste gegen die Fenster, durch die die Sonne brannte, und durch die er ihre warmen Strahlen fühlte.

« Licht! Das Licht! » tönten andere Stimmen ausser sich und voller Entzücken. « Das Licht! Das Licht! Marie, Babette, weisst du, was Licht ist? ! — — Ich werde Ludwig erblikken, meinen Ludwig! — Und du, Anna, du wirst... » Der Schluss dieses Satzes ging im allgemeinen Durcheinander unter.

Ein neues Stillschweigen folgte dem verzweifelten Schrei Karls, des ehemaligen Fleischers: « Wann kommt er, Herr Lecoq, wann kommt er und bringt uns das Leben? Weiss er, was es heisst, Hoffnung zu erwecken, wenn man tot und jahrelang begraben war?! » —

« Meine Freunde, » antwortete der gute Pfarrer, erschreckt von einer so leidenschaftli-

chen Erregung, « meine Freunde, habt Geduld. Unser Gelehrter ist im Begriff, seine Erfindung zu vollenden und zu vervollkommnen. Er wird keinen Augenblick zögern, euch seinen Apparat zu übergeben. Ich selbst werde ihn nach meiner Rückkehr nach Belgien aufsuchen und will euch sofort einen Bericht über den Stand der Angelegenheit schicken. Jetzt aber beruhigt euch und bittet den lieben Gott, dass er Herrn Lecoq und euch allen seine Gnade verleihe. »

Diese Worte gaben wirklich den Tempelbewohnern etwas Ueberlegung zurück. Der Pfarrer wurde gefragt und ausgeforscht nach allen Richtungen. Schliesslich trennte man sich. — Die Herzen zitterten, und das innere Auge eines jeden war bereit, das verlorene Licht aufs neue zu empfangen.

Von dieser Stunde an verwandelte sich der Tempel der Blinden. Er war nicht mehr ein Blindenheim, in dem die Blindheit ein natürlicher Zustand ist, sondern wurde zum Hause der Klage und Sehnsucht in einer Nacht, die eines Tages doch noch von der Morgenröte erhellt werden kann. Das Licht; die Hoffnung war erwacht, plötzlich und unmittelbar, war auferstanden wie ein totgeglaubter Gott, ein Gott, der im Glanz der Sonne schwebt. Und doch, diese Sonne hatte ihre Schrecken, das Licht mit

seiner strahlenden Kraft, die kommen musste, um den Schlaf von den geschlossenen Augen zu heben, der wie ein furchtbarer Alpdruck auf den Seelen lag vor Anbruch des Tages. Ueberall erwachte die Angst der Blinden vor der Helle.

« Was ist das Licht? » fragten die Blindgeborenen. — Vergeblich versuchten die Halbsehenden und die später Erblindeten diese Frage zu beantworten.

« Was ist das Licht? » fragte Gerhard, den man den Tiger nannte.

« Tiger, » sagte der kleine Schmidt, wir kennen das Licht nicht, wir Blinden. Und ich weiss nicht, ob ich es mir wünschen soll, wenn ich an die Spinnerei zurückdenke. Dort in der Fabrik sahen alle. Aber die Menschen waren doch nicht gut, die wüsten Weiber, denen es Freude machte, mich zu quälen, und der Direktor, dieser Blutsauger. Alle konnten sehen, tags die Sonne und nachts den Mond; aber sie wurden keineswegs gebessert durch die Strahlen dieses Glücks, das die Bewohner des Tempels so heiss ersehnen. »

« Was! » schrie der Tiger, « du zweifelst am Licht? Du bist närrisch, kleiner Schmidt! Auch ich kenne das Licht nicht, aber dass es etwas herrliches ist, ist sicher. Ich ahne, dass es uns wie ein Gefühl der Freude und des

Schmerzes zugleich durchdringt. Es muss sein wie die Liebe, die Liebe zwischen Mann und Frau, die uns auch mit Freuden und Schmerzen überfällt. So ist das Licht. » —

Die später Erblindeten warteten in ihren Zimmern und träumten hier ihre Träume vom verlorenen Auge. Es wird möglich, den Tempel der Blinden zu verlassen und ins Leben zurückzukehren, — durch die Strassen zu fliegen bis in die Heimat! Alle die armen Krüppel enteilten in diesem Traum dem Hause der Nacht und kamen heim; sie öffneten das kleine Gartentor und atmeten den Duft der Rosenhecke vor einem kleinen Hause. Sie umarmten ihre Angehörigen, Vater, Mutter, Geschwister, Kinder und vielleicht auch eine alte Frau, die vor Freude weinte, wie sie lange Jahre geweint hatte vor Schmerz, das Herz voller Verzweiflung und ohne Hoffnung.

Und die jungen Mädchen des Tempels? Sie träumten vom Glück. Sie würden in die weite Ferne gehen, der Sonne entgegen, unter einem offenen Himmel, der ihnen bisher verschlossen war. Vielleicht würde ein fremder Prinz des Weges daherkommen und seine Augen auf das hübsche kleine Ding richten, das früher einmal Nonne im Blindentempel gewesen war. — Alle diese armen, verkümmerten Mädchen träumten

sich schön, und ihre ausdruckslosen Gesichter strahlten wider vom Glück, der ersehnten Zukunft und von dem Wunsche, Frau und Mutter zu werden, wie all die anderen Mädchen, mit denen sie aufgewachsen waren.

Ernst, der Sohn eines Gymnasial-Professors, war in diesen Tagen still in sich versunken. Er arbeitete an einem festen Zukunftsplan. Denn für ihn, der bisher das Licht als einen Feind angesehen, war das neue Leben, das da kommen sollte, ein unlösbares Rätsel. Alle Liebe zum Tag, die er einst besessen, war vergeblich gewesen und zerbrochen vor den strahlenden Lanzen einer unbarmherzigen Sonne. Was beginnen, wenn das Augenlicht, wenn der Tag, wenn die Morgenröte käme? Würde es nicht sein wie der Anbruch des jüngsten Gerichtes? — Ohne Zweifel musste man früher oder später den Tempel der Blinden verlassen. Und dann?

Anverwandte hatte er nicht mehr, und er selbst war ein einsamer Junggeselle, der ein bisschen geizig war, immer ein wenig sorgenvoll und erfüllt von einem gewissen Misstrauen gegen die Dinge des morgigen und übernächsten Tages. — Er würde also das Heim verlassen müssen. Er würde zwar das volle Licht seiner Augen erlangen, aber man musste essen, schlafen, sich kleiden. Deshalb arbeitete er seinen Plan

aus. — Am ersten Abend seiner Wanderschaft wollte er einen Polizeibeamten anreden, würde gegen ihn äusserst grob werden und auf diese Weise eine Unterkunft im Arrestlokal erhalten. Dann würde er ganz früh aufstehen und eine Arbeit suchen, was es auch sei. Er würde dabei grosse Bescheidenheit an den Tag legen, denn er wäre zuerst ein Arbeiter allergeringster Art, der nicht einmal lesen und schreiben konnte. Also würde er, Ernst, auf jede Bedingung eingehen, würde Karren auf- und abladen, würde Holz spalten, Kohlen in die Keller schleppen, und abends versuchen die Buchstaben der Sehschrift kennen zu lernen, immer wieder im Arrestlokal, dessen Bewohner, die Herren Gefangenen, ihm sicher ein bisschen von diesen Dingen beibringen würden, die eine Vorbedingung für jedes Geschäftsleben sind. Von dieser untersten Stufe würde es vielleicht möglich sein, nach und nach eine zweite, höhere zu erreichen und sich von dort in das Leben dieser Welt zu schleichen, die bis jetzt eine uneinnehmbare Festung gewesen war, eine Festung mit eisernen Toren und steinernen Wällen für alle Bewohner des Tempels der Blinden.

Die Blinden! — Noch eine, noch zwei Wochen vielleicht, und es würde keine Blinden mehr geben, denn die wunderbare Erfindung des

berühmten Doktors würde diesem Zustande ein Ende machen, von dem man schon jetzt im Tone eines gewissen Mitleides und mit einer Handbewegung des Bedauerns sprach.

Blindheit — auf Nimmerwiedersehen.

Aber warum schwieg denn Dr. Lecoq? Und warum schickte Pfarrer Lebeau keine Nachricht, wie er es bei seiner Abreise versprochen hatte? — Die Erregung der Geister äusserte sich immer lauter in dieser Frage, und das Verlangen wurde zu einem richtigen Fieber. Es ging im Tempel der Blinden zu wie in einem Bienenstock, dessen Volk ausfliegen will, um seine natürliche Bestimmung zu erfüllen, wie in einem Bienenkorb, dessen Schwarm von der einzigen grossen Vorstellung ergriffen ist, den alten Stock zu verlassen und einem Verlangen nachzujagen, das bisher fest geschlafen hatte.

Die Sonne hatte ihre Strahlen in den Tempel der Blinden geworfen, und die beunruhigten dunklen Seelen wurden durch den fremden Glanz angezogen wie Vögel, die ins Feuer flattern, wenn der Brand das Dach ergriffen hat und die schlafenden Nester bedroht.

Die Unruhe, die Aufregung, breiteten sich aus wie Ringe auf dem Wasser. Aber diese Ringe brachen sich endlich an dem Verwalter, Herrn Abondance, und bestürzten ihn derart,

dass er kein Wort zu sagen vermochte. Dann brummte er etwas über die verrückte Idee, und versuchte zur Beruhigung der Gemüter darzutun, dass der gute Pfarrer von St. Martin falsch berichtet sei, und es sich vorerst nur um einen Versuch des Dr. Lecoq handle.

Dieses wenig geschickte Beruhigungsverfahren führte zu einem entsetzlichen Aufstand der Blinden, zufolge dessen der mutige Verwalter mit fliegenden Beinen in seine Schreibstube sprang, um am Fernsprecher Frau Helene von dem Aufruhr in Kenntnis zu setzen, und alsbald sauste ein Kraftwagen auf den Tempel zu, der die hochherzige Frau in Person herbeibrachte. Aber auch ihr Erscheinen war ohne nennenswerten Erfolg, denn die Tempelleute schrien sie an: « Wir wollen Licht! Wir können nicht mehr warten! ».

« Liebe Kinder, » sagte darauf Frau Helene mit erhobener Hand, « liebe Kinder! Wir — die Gründer dieses Heims — werden die ersten sein, die dem Hause eine andere Bestimmung geben, das ihr den Tempel der Blinden nennt. Und ich würde sehr glücklich sein, wenn eure wunderbare Erfindung so vervollkommnet würde, dass man keine Blindenanstalten mehr braucht. Ich kann euch nur beglückwünschen, wenn die Erzählung des Herrn Pfarrers keinen

Irrtum enthält. Aber fürs erste wollen wir nicht länger warten, denn die Sehnsucht, sehend zu werden, muss euch umbringen, wenn sie sich nicht erfüllt. Wir wollen nicht warten, wir wollen etwas unternehmen. Tun wir also etwas. Ich selbst werde euer bester Beistand in jeder schweren Stunde sein, und ich bitte euch, Vertrauen zu mir zu haben. Was tun wir also zuerst? Erlaubt mir, was schon längst hätte geschehen sollen, an den Pfarrer von St. Martin zu schreiben, dass es seine Pflicht ist, uns mitzuteilen, ob er seinen Freund Lecoq aufgesucht hat und ob die Sache in Wirklichkeit so steht, wie es nach seinem unklaren Bericht erschien. Wir verlangen gleichzeitig die Anschrift des Gelehrten, und ich werde ihn in Brüssel aufsuchen, wenn die Antwort des Herrn Pfarrers eingetroffen ist. Seid ihr einverstanden, dass wir so vorgehen? »

Ein Freudensturm brach los. Und Frau Helene verliess den Tempel der Blinden, um einen langen Brief an Herrn Lebeau zu schreiben.

Die Antwort des Pfarrers von St. Martin traf nach acht Tagen ein. Er schrieb enttäuscht, beschämt und unter vielen Ausdrücken des Bedauerns sowie der Entschuldigung: die Erfindung sei ein grosser Fehlschlag des Dr. Lecoq,

dessen zweifelhafte und unwissenschaftliche Versuche ihn zu einer Art Wahnsinn geführt hätten. Alle Hoffnung, das künstliche Auge je ausgeführt zu sehen, sei vergebens; die Blinden müssten sich in den unerforschlichen Ratschluss Gottes fügen und auf das Licht im Jenseits hoffen, auf das Licht am Throne des Höchsten, das alle Schmerzen heilen und alle Tränen trocknen werde und die Unglücklichen belohnen mit der ewigen Seligkeit. —

Frau Helene nahm diesen Brief und ging in den Tempel der Blinden. Die Insassen wurden im Gesellschaftssaal versammelt. Dort hörten sie die schmerzliche Nachricht. Lange sprach niemand ein Wort. Die Gesichter waren blass, und der Atem der Versammlung ging schwer unter dem Alpdruck der Wahrheit. Die erträumte Sonne, die die dunklen Seelen eine zeitlang erhellt hatte, verdüsterte sich; die uneinnehmbare Festung des Lichtes zog ihre Strahlen ein hinter unübersteigliche Wälle; ihre Pforten schlossen sich, und die dichten Fallgatter sanken nieder. Die Wirklichkeit der sichtbaren Welt verschwand, an ihre Stelle trat die Wirklichkeit der Blindheit, unvermeidlich und hart, dauerhafter als je der Traum des Lebens.

Ein schwerer Seufzer zitterte durch die

Luft, die schwül geworden war und von Angst erfüllt schien. Jammervolles Schluchzen und heisse Tränen begleiteten den Zusammenbruch der umnachteten Seelen. Aus einem Winkel des Saales klang das dumpfe Murmeln unterdrückter Wut wie das Echo eines tiefen Orkans.

Frau Helene suchte zu trösten und die Gefühle zu lindern, die wie eine Wolke über den Gemütern standen. Doch hatte sie wenig Erfolg. Sie erkannte nur zu bald, dass man besser tue, die arme Gesellschaft jetzt allein zu lassen, die das Leben durch die Vernichtung der Hoffnung ein zweites Mal geblendet hatte.

Und doch liess sich Frau Helene nicht entmutigen. Menschliche Wesensart war ihr nichts Fremdes; so wusste sie auch, was jetzt auf dem Grunde der Seelen ihrer Blinden vorging und wie man sie zu leiten habe.

Nach Einbruch des Abends liess sie ein grosses Fass Bier in den Speisesaal rollen, die Türen des Musikzimmers öffneten sich, und weiche Klänge verführten die traurigen Gedanken, sich im Takte eines Walzers von Chopin zu wiegen. Ganz allmählich aber wurden die Töne lauter, der Walzer nahm festere Gestalt an, und Chopin wurde von Strauss abgelöst. Indessen, die Mehrzahl der Heimbewohner blieb stumm.

Da sprang auf einmal entschlossen ein alter Blinder auf und schrie mit zitternder Stimme:

« Freunde, fort mit der Trübsal! Wir haben nichts verloren. Man hat uns belogen, doch Gott allein weiss, ob es ein Glück gewesen wäre, das verheissene Augenlicht! Kommt heim! Hier ist der Tempel der Blinden. Weg mit der Trübsal! Jetzt wird getanzt! »

Philemon und Baucis.

Die Musik setzte mit Schwung ein. Man tanzte.

Zuerst waren es nur wenige Paare, die sich um die Tische drehten, stumm Tänzer und Tänzerin. Der Atem keuchte, die Gedanken suchten das Gebirge der Erinnerung zu übersteigen. Die Schritte waren schwer, und erst allmählich wurden die Bewegungen leicht. Dann begannen die Röcke zu fliegen, die Paare riefen einander zu: « Komm! Komm! Das Leben ist schön, auch ohne Licht! »

Nur die Alten, die früher gesehen hatten, blieben stumm und traurig. Auf ihren Stühlen hockend, das Kinn in die Hand gestützt, suchten sie nach irgend einem Trost, nach ein wenig Gottesglauben, ein wenig Weltweisheit, um die Täuschung der Wirklichkeit in ein erträg-

liches Mass zu verwandeln, oder um sich eine bildliche und überweltliche Vorstellung zu erwecken, in der selbst die Qualen noch das Gewand einer geistigen Abgeklärtheit tragen.

Da redete einer dieser Alten seinen Nachbar an und sagte: « Eugen, ich glaube, nicht die Blindheit macht uns elend. Wir sind krank an diesem Heim, am Tempel der Blinden. Wenn wir sehen könnten und man würde uns hier festhalten, würden unsere Leidenschaften, unsere Wünsche und Gedanken, unsere Erwägungen genau die gleichen sein wie jetzt, wo wir das Augenlicht zum zweiten Mal verloren haben. Denn Freiheit heisst, die Möglichkeit haben, alle Bedürfnisse des menschlichen Daseins zu erfüllen. Man verliert sein Augenlicht nie, wenn man einmal gesehen hat; dafür sorgt die Erinnerung.

Die aber, die von Jugend auf blind waren, verlieren nichts, weil sie nichts besassen, und sie wissen nicht, was sie jetzt wünschen. Beide aber, Blindgeborene und Späterblindete, tragen Verlangen, Menschen zu sein wie die anderen, die Vollsinnigen. Sie drängen nach Leben. Und nicht die Blindheit hindert uns, vollwertige Menschen zu sein, sondern der Tempel ist es, der uns schwach macht und feige. Schau, in unserem Lande gibt es Blinde, die uns benei-

den. Sie träumen von märchenhaften Dingen, die dieses Heim enthalten soll. Ach, diese Toren! Unter den Blinden da draussen gibt es glückliche, die durch ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen. Durch diese Arbeit vergessen sie, dass sie Menschen anderer Art sind als die Sehenden. Wir kranken an diesem Heim. »

Ich hörte dieses Gespräch, und vor meinem Geiste erschien ein Bild, das plötzlich in voller Klarheit vor mir stand. — — —

Ich war mit meiner Freundin zwischen den Bäumen des Waldes gewandert. Endlich liessen wir den Schatten der Eichen und Buchen hinter uns, und meine Führerin sagte mit ihrer lieben kleinen Stimme: « Dort ist das Dorf.

Ich sehe die roten Ziegeldächer und die Obstgärten, die vor den Häusern liegen. Bald sind wir bei Philemon und Baucis. »

Philemon und Baucis waren die Beinamen von zwei Blindgeborenen, die hier ein Häuschen besassen. Sie hatten einander geheiratet trotz aller Warnungen der Verwandten, des Pfarrers und des Ortsschulzen und waren das glücklichste Paar im Dorfe geworden.

Nach kurzem Weg standen wir vor der Gartentür, und meine Begleiterin schilderte mir das Haus. Es war eine Hütte, deren heller Anstrich

weiss leuchtete. Einige Steinstufen bildeten vor dem Eingang eine winzige Terrasse. Diese Terrasse bewachte, wie aus Gips gegossen, Bie, der Hund. Auf der höchsten Stufe stehend wie ein kleiner Bonaparte der Köter. — Wir ergriffen den Riegel. Das war für Bie das Zeichen, ins Leben zurückzukehren und mit kläffender Stimme zu bellen, um seinem Herrn zu sagen, dass Besuch gekommen sei. Ja, dieser kleine Hund! Er würde uns zerrissen haben, wenn wir es gewagt hätten, den Fuss auf die Stufen zu setzen. Die Pfötchen an den Boden gekrallt, die Ohren gesträubt wie ein wilder Luchs, den Stummelschwanz in Drehbewegung, dass man hinter dem gestreckten Rücken eine Scheibe zu sehen vermeinte — so verteidigte er den Eingang und bellte seinen Herrn herbei, der gleich erschien und rief: « Bie, kusch dich! » —

Und Bie, der unversöhnliche Feind von vorhin, verlangsamte alsbald die Drehbewegung des Stummelschwanzes und stürzte sich mit einem Freudensatz auf uns, nachdem wir Philemon begrüsst hatten, der uns mit strahlendem Gesicht beide Hände entgegen hielt.

« Baucis! » rief er, « Baucis, wir haben Besuch! » Aber Baucis entgegnete aus dem Innern des Hauses mit sanfter Stimme: « Warte,

Philemon, warte! Zuerst will ich eine reine Schürze anziehen! »

Wir traten ein. Philemon führte uns in seine Kammer und lud uns ein, auf einem niedlichen Ledersofa Platz zu nehmen. Luise, die Magd, kam gelaufen, eine Halbblinde, die beim Bürstenmachen half.

Dann sprangen die beiden Kinder herzu und grüssten artig. Und schliesslich kam auch die kleine Frau Baucis, freudestrahlend und beschämt durch das Ereignis eines unerwarteten Besuches. Sie zwitscherte wie ein Vogel und beschuldigte gleichzeitig ihre Armut und Philemon, die es ihr nicht gestatteten, die Gäste zu einem städtischen Abendessen einzuladen. Aber unter allen Umständen müssten wir einen Bissen Brot und einen Tropfen Wein nehmen. — Sie flatterte davon, die Mahlzeit zu bereiten.

Wir sträubten uns, aber Philemon versicherte, es seien nur Erzeugnisse des eigenen Hauses. Er lächelte verschmitzt und holte einen Krug Wein aus seinem kühlen Keller. Luise aber brachte kleine Römer, rote und grüne, und kredenzte uns den Stachelbeerwein, der stark war wie Schnaps. Philemon erzählte uns dabei voll Stolz, dass er in einigen Tagen « herbsten » werde, und wie schade es sei, dass er uns keinen « Neuen » von seinen besten Büschen

anbieten könne. Endlich kam Baucis lachend aus ihrer engen Küche und brachte einen grossen Teller mit Spiegeleiern; den hielt sie hoch in der ausgestreckten Hand, bis Philemon das weisse Tischtuch ausgebreitet hatte. Nun brachten sie Weissbrot, legten die Gedecke auf, plaudernd und ohne Umstände, voller Fröhlichkeit. Wir setzten uns zu Tische. Baucis rühmte ihre Butter, die sie eben aus dem Rahm der Ziege gestossen hatte, deren dünne Stimme durch das kleine Fenster meckerte.

Nach dem Mahle mussten wir mit den Kindern in den Stall gehen, um die Kaninchen zu bewundern, die bei unserer Ankunft schnupperten und ruhig an ihren Runkelrüben fortknapperten.

Diese Hasen! Baucis kämmte sie alle Morgen, die Kinder bürsteten sie mit den kleinen rosigen Händen. Alle Tiere hatten Namen, und wir mussten den Rücken von Peter, Neger, Bless und Nuss betupfen. Das waren die stolzesten Vertreter der Herde.

Gleichzeitig gurrten die Tauben ihr Rukkediku auf dem Dache, schlugen die Luft mit klatschenden Flügeln, und die schwarzen Hühner liefen zwischen uns hindurch und umkreisten den Hahn, der dastand, ohne mit der Wim-

per zu zucken. Ein Rocher de bronce, wenn er nicht sein strahlendes Kikeriki erschallen liess.

Dann führte uns Baucis in den Garten, und wir mussten ihre Kohlköpfe und Salatstauden bewundern. Sie zeigte uns die Stachelbeeren, die roten und schwarzen Johannistrauben, die warm waren von der Sommersonne. — —

All das fiel mir in diesem Augenblick ein, und ich gedachte der Geschichte Philemons, der auch einst Insasse unseres Heims gewesen war. Er hatte bei seinem Fortgang Baucis entführt und in sein Häuschen gebracht, um mit ihr sein stilles, ländliches Leben zu führen. Glückliche Menschen.

Und wie in weiter Ferne hörte ich das Tosen des Augenblicks, die Schritte der Tänzer, das gedrückte Seufzen der Nachdenklichen, die einen Trost für das verlorene Augenlicht suchten. Da stieg in meiner Seele ein unbestimmtes Empfinden auf, dass Philemon vielleicht niemals dem Wunsch Raum geben würde, sehend zu werden.

Ihm war seine Blindheit etwas Selsbtverständliches, und er hatte das Geheimnis entdeckt, die Dinge und das Licht zu nehmen, wie sie waren.

Aber meine Schicksalsgefährten hier walzten Tanz um Tanz, lautes Lachen ertönte. Da

plötzlich hob Avalon, der alte Kaufmann, die Faust und brüllte: « Verdammte Sonne! Du hast uns belogen! Du hast gesiegt! » — — Dann brach er in lautes Schluchzen aus.

Und im ganzes Saale herrschte tiefe Stille.

INHALTSVERZEICHNIS



Vom gleichen Verfasser:

„WAS SPRICHT DIE TIEFE MITTERNACHT?“

Gedanken eines Blinden über Blinde.

Zu beziehen durch:

Dr. Alexander Reuss, Schwetzingen.

Preis 3,— Mark.









